NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07577490 5

Digitized by Google

Digitized by Google

Presented by
GEORGE FISCHER
to the
New York Public Library

NGZ
4686

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Grille.

Eine Sammlung
von
Geschichtchen,
die sich ganz artig lesen lassen,
von
Gedanken,
die auch gedruckt zollfrey sind,
und von
Betrachtungen
über Dinge, die betrachtet werden dürfen.

Von
August von Kotzebue.

Drittes Bändchen.

Wien, 1812.
In Commission bey Anton Doll.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
24410
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1902

Digitized by Google

Die Grille.

Von

August von Kotzebue.

Drittes Bändchen.

Digitized by Google

Dummheit und Narrheit.

Mit Unrecht verwechselt man oft beyde. Ein Dummkopf ist mir lieber als ein Narr, und ein Narr ist nicht immer ein Dummkopf.

Ein beschränkter Verstand, eine lange Kindheit des Geistes, gänzlicher Mangel an Begriffen, oder an der Gabe sie zu ordnen, das nennen wir Dummheit.

Narrheit hingegen ist die Verkehrtheit eines Geistes, der sich klug dünkt, die Alfanzerey die für Grazie gelten, die Schwerfälligkeit die leicht seyn will, der Uebermuth der über Alles abspricht und doch nichts versteht. Narren belustigen, aber auf ihre Kosten: man demüthigt sie, man überliefert sie der Geißel des Lächerlichen. Dummköpfe belustigen auch, sie werden aber weder gehaßt noch gedemüthigt, und man geräth eben so wenig in Versuchung, ihnen ihre Dummheit

vorzuwerfen, als einem Tauben oder Blinden, daß er taub oder blind ist.

Der Pater Bandory, ein geistreicher Jesuit, unterhielt sich oft zu seinem Vergnügen mit dem Thürsteher seines Collegiums, der seiner Dummheit wegen allgemein bekannt war. „Ich habe „nie einen Geist gefunden, der mich so angezo„gen hätte, als die Dummheit dieses Menschen," sagte er. — „Setzen Sie sich mir gegenüber," befahl Mirabeau Einem seiner Secretaire, „und „reden Sie, so brauche ich nicht zu denken."

Madame de Crequy pflegte von einem gewissen Baron zu sagen: „Ach er ist kein Dummkopf, „er ist nur ein Narr."

Es giebt Albernheiten, die eben so sehr belustigen als witzige Einfälle. „Wann eher wird „Ihre Frau in die Wochen kommen?" fragte Ludwig XIV. einen Höfling. „Sire, sobald es „Ew. Majestät gefällig seyn wird," antwortete dieser. — Das war dumm. — Eine fremde Fürstin, der das Französische nicht geläufig war, fragte ob man naval oder naveau (zur See oder zum Schiffe gehörig) sagen müsse? — „Ich glau„be, Madame," erwiederte ein Höfling mit großer

Selbstgefälligkeit, „man sagt navets" (Rüben). — Das war närrisch.

Die meisten Dummköpfe sagen freylich nur gemeine Dummheiten, aber es giebt deren auch sehr pikante, die als witzige Einfälle aufbewahrt werden. Nach Racine's Tode sagte Jemand in einer Gesellschaft: er habe in seinem Testamente verordnet, im Port royal begraben zu werden. „Das würde er bey seinen Lebzeiten nie begehrt haben," ließ ein Dummkopf sich in allem Ernst vernehmen. Ein witziger Kopf hätte dasselbe sagen können, nur mit verschiedenem Accent.

In einem geistreichen Cirkel wurde die Frage aufgeworfen: welcher Unterschied zwischen einem Narren und einem Dummkopfe sey? — Ein Jeder sagte seine Meinung, doch keiner traf den rechten Punct. Eine reizende Dame nahm endlich das Wort, die unglückliche zweise an einen ausgemachten Narren verheirathet war. „Ein „Dummkopf," sagte sie, „ist bisweilen erträglich, „ein Narr nie. Den Dummkopf bedauert man „bisweilen, über den Narren macht man sich lu„stig. Sie können mir aufs Wort glauben, denn „seit dem ich mit einem Narren lebe, weiß ich „was ein Dummkopf werth ist."

Digitized by Google

Die Narren ahnden gar nicht, wie viel Geist dazu gehört, um nie lächerlich zu erscheinen.

Ein Kennzeichen der Dummheit ist: Alles bewundern. Das schadet übrigens Niemanden, und ist vielen sehr willkommen. — Ein Kennzeichen der Narrheit ist: bewundern und tadeln, immer zur unrechten Zeit.

Ein Dummkopf giebt sich für das, was er ist, nicht so der Narr, der macht Ansprüche und zwar die lächerlichsten.

Was folgt aus allem diesen? — Man suche die Geistreichen, man ertrage die Dummköpfe, man vermeide die Narren.

Digitized by Google

Päbstliche Vorsicht.

Ich habe schon irgendwo erzählt, daß Se. päbstliche Heiligkeit vor länger als hundert Jahren ein strenges Gericht über die nackten Busen und Arme ergehen ließ; ein frommer Eifer, dessen Grund am Tage liegt. Aber wie soll man sich ein anderes Verbot des heiligen Vaters erklären, welches diesem folgte? — Am 6. May 1686 wurde auf allen öffentlichen Plätzen Roms ein Edict angeschlagen, welches allen Frauenzimmern ohne Ausnahme, Mädchen, Wittwen oder Ehefrauen, auf das schärfste untersagte, irgend ein musikalisches Instrument oder singen zu lernen, von welchem Lehrer es auch seyn mögte, weltlich oder geistlich, auch nicht einmahl von den nächsten Verwandten. Selbst die Nonnen, die ex officio singen müssen, sollten nur von andern Nonnen Unterricht empfangen. — Was soll man davon denken? — Haßte der Pabst die Musik so heftig? — oder hatte er erfahren, daß die Liebhaber, wie im

Barbier von Sevilla, sich überall als Musiklehrer einschlichen? — vermuthlich das letztere. Aber es muß doch auch sehr arg in Rom hergegangen seyn, da er nicht einmahl verheirathete Frauen — und nicht einmahl die Nonnen davon ausnahm.

Digitized by Google

Die Schlange im Paradiese.

Vor mehr als hundert Jahren erschien in Leipzig eine Abhandlung über diese berüchtigte Schlange, (Serpens iste antiquus seductor u. s. w. ist der Titel derselben) in welcher die Meinungen der jüdischen und christlichen Gelehrten vorgetragen werden. Das Buch ist freylich nicht für Philosophen geschrieben. Es zerfällt in drey große Kapitel, das erste handelt von dem Versucher, das zweyte von den Versuchten, das dritte von der Versuchung. Wer einen recht demüthigen Begriff vom menschlichen Geiste erlangen will, der lese, welchen Unsinn diese Schlange in dem Gehirn der Evenskinder erzeugt hat. Einige Ketzer — man nannte sie Ophiten — hielten in allem Ernst die Schlange für den Herrn Christus.

Wenn diese ihr zu viel Ehre anthaten, so setzten hingegen einige Rabbiner sie gar zu tief herab, indem sie sie bloß für eine Schlange wie

alle andere Schlangen erklärten, die sämmtlich damahls noch gehen und schwatzen konnten wie Menschen, ein Vorzug, den sie durch ihre Bosheit eingebüßt haben.

Am drolligsten ist die Meinung des Rabbi Salomon Jarhi. Die Schlange nemlich erblickte Adam und Even nackend, und zwar indem sie sich die zärtlichsten Liebkosungen erwiesen. Da verliebte sie sich in Eva und bekam große Lust sie zu heirathen. Das konnte aber nicht anders geschehen, als wenn der Herr Gemahl zuvor aus dem Wege geräumt wurde. Deswegen unternahm sie die Versuchung, weil sie voraussetzte, daß Adam zuerst von der verbotenen Frucht essen, und sogleich sterben werde.

Uebrigens muß man bekennen, daß Moses selber mit keinem Worte sagt, der Teufel habe in der Schlange gesteckt.

Im zweyten Kapitel werden diejenigen verketzert, die nicht glauben wollen, daß unsere ersten Eltern im Stande der Unschuld außerordentlich gelehrt waren, und, mit Einem Worte, Alles wußten. Hat doch ein ehrlicher Kartheuser, Namens Heinrich de Hassia, nachdem er im

Lobe des Aristoteles sich ganz erschöpft hatte, dem Ruhme dieses Philosophen die Krone aufzusetzen geglaubt, indem er hinzufügte, er sey so gelehrt gewesen als der erste Mensch. Einige Rabbiner haben ganz ernsthaft behauptet, daß Adams Weisheit die der Engel weit übertraf. Hingegen meinten viele Andere, z. E. die Pelagianer, unsere ersten Eltern wären sehr einfältig gewesen, und man muß gestehen, daß sie wenigstens gegen die Schlange sich sehr einfältig benommen haben.

Man sagt gewöhnlich, der Teufel habe sich zuerst an Even gewandt, weil sie, als ein Frauenzimmer, leichter zu verführen gewesen; allein der Verfasser (er heißt Rivinus) versichert, im Stande der Unschuld hätten beyde Geschlechter einen gleich hohen Grad von Einsichten und Tugenden besessen. (Sollte das nicht so ziemlich der Fall seyn auch im Stande der Schuld?)

Im letzten Kapitel wird nun die Versuchung selbst beleuchtet. Ein gewisser Abarbenel glaubte nicht, daß dabey gesprochen worden, sondern die Schlange sey auf den Baum geklettert, habe von dessen Frucht gegessen, sey dann frisch und gesund wie zuvor herum spaziert, und

Digitized by Google

habe folglich durch die That bewiesen, daß man ohne Gefahr zu sterben diese Frucht genießen könne. Rivinus ereifert sich über diese Meinung, und behauptet, es habe wirklich eine Unterredung Statt gefunden, und zwar eine weit längere als Moses angiebt. Ein gewisser Bischof, Alcimus Avitus, hat diese Unterredung sogar belauscht. „Allerschönste Schönheit!“ hub der Teufel an, „du Zierde der Welt u. s. w.;“ worauf Eva ganz verschämt antwortete: „Aller„liebste Schlange! du süße Rednerin.“ In der Folge nennt sie den Teufel gar Herr Doctor. Er war, wie manche sagen, so schlau, sich unsrer Ahnfrau als ein schöner Jüngling darzustellen, weshalb man auch noch in alten Bibeln die Schlange mit einem jugendlichen, schönen Gesichte abgebildet findet. — Lieber Gott! es sieht zu glauben, daß alle diese frommen, gelehrten Männer, wenn sie nach solchen Untersuchungen ihren Schreibtisch verließen, sich einbildeten, etwas recht nützliches gethan zu haben.

Es giebt noch ein anderes Werk von einem gewissen Möbius über die eherne Schlange, welche Moses errichtete, (Exercitationes sacrae de aeneo serpente) ein würdiges Gegenstück zu dem Obigen. Wenn in jenem gewis-

ser Ketzer erwähnt wurde, welche die Schlange im Paradiese zum Herrn Christus machten, so lernen wir hier, daß Tertullian von noch weit schlimmern Ketzern spricht, welche sie sogar über den Messias setzten, weil wir durch sie die Kenntniß des Guten und Bösen erlangt hätten. Darum habe auch Moses die eherne Schlange gebildet, die eine so große Heilkraft bewies. Doch genug, und vielleicht schon zu viel, von Schlangen und menschlichen Thorheiten.

Die Moral der Welt.

Ein Gegenstand, über den ein kluges, beobachtendes Frauenzimmer gewöhnlich schärfer denkt, zarter fühlt und besser spricht als ein Mann. Die, wohl mit Unrecht ganz vergessene Mademoiselle Scuderi hat zwey Bändchen unter obigem Titel geschrieben. Sie spricht darin — freylich etwas geschwätzig — über den Neid, die Faulheit, die Tyranney der Gewohnheit, den Zorn, die Ungleichheit des Betragens u. s. w. Lauter Gegenstände, die jetzt nicht minder, als zu der Zeit, in der sie schrieb, der Welt bekannt sind, auch wohl ihr ewig bekannt bleiben werden.

Die Verfasserin schont ihr Geschlecht eben so wenig als das unsrige und sie kennt beyde. Es ist ein altes, wahres Wort: wer die guten Eigenschaften eines Mannes will kennen lernen, der wird sie leichter von einem Frauenzimmer als von einem andern Manne erfahren; wer hingegen die Fehler einer Frau zu wis-

Digitized by Google

sen verlangt, der thut besser, sich an ein Frauenzimmer zu wenden.

Man findet hier unter andern, was man da nicht sucht, eine Maxime des Marschalls Türenne: „Im Kriege täuscht man sich oft durch zu vieles „Klügeln, und indem man voraus sagt, der Feind „werde das thun, was er thun sollte."

In der That soll Türenne sich oft in weit größerer Verlegenheit befunden haben, wenn er einen ungeschickten, als wenn er einen geschickten General gegen sich hatte, weil jener oft alle seine Berechnungen und Vorkehrungen zu Schanden machte, ohne es zu wissen.

Den Geiz schildert die Verfasserin mit grellen, aber leider ächten Farben. Es giebt Quellen, die Alles, was man hinein legt, mit einer Rinde von Stein überziehen; eben so wird jede Empfindung in dem Herzen eines Geizigen mit einer Steinrinde überzogen. Ich erinnere mich dabey einer scharfsinnigen Bemerkung von Bayle. Man weiß, daß die Protestanten, zur Zeit der Dragonaden, lieber ihrem Vaterlande den Rücken kehren, als in die Messe gehen wollten. Unter den Flüchtlingen befanden sich manche Welt-

Digitized by Google

kinder von ausschweifender Lebensart, denen man so viel Anhänglichkeit an ihre Religion gar nicht zugetraut hatte; nur die Geizhälse konnten sich nicht entschliessen ihren Mammon zu verlassen, und opferten lieber dem neuen für besser erkannten Glauben.

Die Verfasserin führt das Beyspiel eines Mannes an, der sich ohne Bedenken dreymahl für einen Freund herumschlug, also dreymahl sein Leben wagte, aber sich weigerte, als der Freund in Noth war, ihm eine kleine Summe Geldes zu leihen.

Da wo von der Verleumdung die Rede ist, bemerkt sie unter andern, daß Satyren selten denen Personen, gegen welche sie gerichtet sind, einen daurenden Nachtheil zufügen, und das ist sehr wahr, doch nicht immer erfreulich und löblich, nemlich wenn Satyre und Schmeicheley einander gegenüber stehen. Leider gewinnt die Letztere fast immer die Oberhand über die Erstere. Von einer Satyre gegen die Götter der Erde findet man nach hundert Jahren kaum noch ein Exemplar, die Schmeicheleyen hingegen bleiben in Jedermanns Händen. Daraus entspringt das große Uebel, daß zum Beyspiel

ein

ein schlechter Fürst wegen seines Rufes ganz unbesorgt ist, denn er darf nur die Schmeichler gut bezahlen, so werden sie jede Satyre, wenn sie auch noch so wohl begründet wäre, schon in der Fluth ihrer Schmeicheleyen ersticken und nach hundert Jahren wird von den Verbrechen eines Tyrannen nicht mehr die Rede seyn.

Mademoiselle de Scudeti hat mehrere ähnliche Werke geschrieben, auch Romane, die zu ihrer Zeit viel gelesen und bewundert wurden. Zweyerley ist besonders merkwürdig an ihr. Erstens, daß sie so bescheiden war, einen ihrer berühmtesten Romane, Cirus und Cleire, unter dem Namen ihres Bruders drucken zu lassen; und zweytens, daß sie, trotz der Wärme, mit der sie so oft verliebte Abentheuer beschrieben, doch nie selbst geliebt hat. Wie war es möglich, daß eine Leidenschaft, die gleichsam in ihrer Einbildungskraft zu Hause war, nicht auch einmahl in das Herz hinabstieg! sie findet ja sonst wohl den Weg dahin aus viel weiterer Entfernung. Man könnte mit Horaz von der Verfasserin sagen:

Cum tu inter scabiem tantam, et contagia lucri
Nil parvum sapias, et adhuc sublimia cures.

Die Romane.

Es hat zu allen Zeiten gegen Einen Satyriker viele tausend Menschen gegeben, die bloß im Stande waren, Jenem den Stoff zu liefern und sich über die Verarbeitung desselben zu ärgern. Selbst die Götter der Erde, wenn sie gleich sich verstellen, als ob sie Mückenstiche verachteten, schlagen doch die stechende Mücke sehr gern todt, wenn sie können. In Frankreich brauchte man vormahls nicht zu dieser Extremität zu schreiten, man bediente sich eines mildern Mittels. Wenn man nemlich die Schriften oder die Worte eines Satyrikers nicht vergessen machen konnte, so übergab man ihn selber der Vergessenheit — in der Bastille, wo er denn allenfalls seine Epigrammen mit Kohlen an die Wände schreiben mochte.

Zu der Zahl der, auf diese Art siegreich widerlegten Epigrammatisten gehörte vor 80 Jahren auch ein Graf Gordon de Percel, den man

heut zu Tage nicht in die Bastille sperren würde, weil — sie nicht mehr da ist. Um sich die Langeweile zu vertreiben, schrieb er ein Buch über den Gebrauch und Nutzen der Romane, in dem er sich oft selber kitzeln mußte, um zu lachen. Er schlug auch wohl dem Publikum ein Schnippchen, und schnitzte, wie er selber sich ausdrückt, „Pfeile aus jedem Holze." — Aber es lassen sich in unserer Bücherfündfluth doch immer einige Gedankentrümmer erhaschen. Vor allen Dingen macht der Verfasser sich über die Romanen-Verbote lustig, und gesteht, daß er nie auf den Einfall gerathen seyn würde, Romane zu lesen, wenn er nicht davor gewarnt worden wäre. Die Kirchenväter haben die Romane verdammt, aber der heilige Johannes Damascenus hat doch selbst Einen geschriebenen unter dem Titel Barlaam und Josaphat. Er nennt auch einen deutschen Jesuiten, Kontzen, als Verfasser eines Romans; ferner die Bischöfe du Bellei, Fenelon, Huot als Romanenschreiber.

Die Alten ließen in ihren Romanen die Liebenden gar zu schnell glücklich werden und verschleyerten dieses Glück zu wenig. Die Neueren verfahren weit schaamhafter. Dennoch giebt man den Kindern Homer und Virgil in die

Hände und verbietet ihnen Cleopatra und Pharamond.

Eine ganz besondere Idee stellt er von den Heldenromanen auf, behauptend, daß Alles, was auf Vermehrung des Menschengeschlechts abzwecke, weit heroischer sey, als was dessen Zerstörung bewirke. „Folglich," sagt er, „sollte man denjenigen als einen Helden betrachten, und zwar als einen, der dreyfachen Unsterblichkeit würdigen Helden, der im „Stande wäre, vom fünfzehnten Jahre an bis „ins siebenzigste, 40000 Menschen zu erzeugen, „ungefähr zwey auf jeden Tag seines Lebens gerechnet. Ein solcher Held wäre, nach meiner „Ansicht, den Zerstörern der Menschheit vorzuziehen, die große Männer zu seyn glauben, weil „sie das Talent besitzen, anderthalb Millionen „Menschen umzubringen oder umbringen zu lassen, „wie Alexander und Cäsar gethan haben. (Wenigstens würde es sehr gut seyn, wenn man einem Alexander und Cäsar immer ein paar Helden des Verfassers zugesellen könnte, um den Wald wieder anzusäen, den Jene ausgerottet.)

Das zweyte Kapitel dieses Buches führt den Beweis, daß der Roman der Geschichte vor-

zuziehen ist. Es gebe keine Geschichte, in der nicht vieles falsch sey; der Leser werde also betrogen. Beym lesen eines Romans hingegen wisse er schon vorher, daß Alles nur ein Spiel der Einbildungskraft sey. Die Geschichte liefere uns nicht die geheimen Triebfedern der Begebenheiten, das thue hingegen der Roman. In der Geschichte werde die Tugend oft unterdrückt, im Roman belohnt. Die Weiber wären bekanntlich die Triebfedern aller großen Begebenheiten, und doch spielten sie in der Geschichte selten eine große Rolle, der Roman hingegen setze sie in ihre Rechte wieder ein.

(Ein Körnchen Wahrheit möchte doch wohl in allen diesen Sophistereyen zu finden seyn. Es giebt Zeiten, wo alle Geschichtsbücher, klein und groß, die von der reinsten Geschichte handeln, eine Romanenbibliothek, und alle Zeitungen Mährchen sind. Unter solchen Umständen möchte es doch wohl besser für uns und die Nachwelt seyn, daß gar keine Geschichte geschrieben würde, sondern daß man sich lieber an Romane hielte, sollten es auch die Quaalverwandtschaften seyn.)

Die Menschen haben zu allen Zeiten und in allen Ländern das Romanhafte so sehr geliebt,

Digitized by Google

daß sogar Hieronymus Xaver, als er das Leben Jesu Christi ins Persische übersetzte, für nöthig hielt, es mit einer Menge romantischer Zusätze auszuschmücken.

Dem Pater Daniel, dem berühmten Geschichtschreiber, wird hier eine Anekdote vorgeworfen, die, wenn sie wahr ist, ihm nicht zur Ehre gereicht. Man schlug ihm vor, einige große Sammlungen in der königlichen Bibliothek zu benutzen, die, in vierzehn hundert Foliobänden die wichtigsten Urkunden und eine unzählige Menge von Originalbriefen enthielten. Er blätterte zwey Stunden darin, fand alles ganz vortrefflich, sagte aber nachher zu einem Freunde, er frage den Henker nach diesem Papierwust. (Man kennt die Anekdote von Voltaire, der, als er die wichtigsten Papiere zu der Geschichte Peter des Großen erhielt, sagte, er könne sie nun nicht mehr brauchen, denn seine Geschichte sey schon fertig.)

Digitized by Google

Erinnerung an alte Freundschaft.

Ein Zug aus dem Leben Pabst Clemens XI., (in den geheimen Memoiren über die Bulle Unigenitus.)

Ein römischer Prälat, Signor Toti, lebte mit dem Pabste in vertrauter Freundschaft, als er noch Signor Albani, und auch dann noch, als er schon Cardinal war; doch nachdem er Pabst geworden, erkaltete diese Vertraulichkeit, und sie sahen sich nicht mehr. Indessen wurde, lange nachher, die Stelle eines Auditors der Rota erledigt, und Toti meinte, wenn er sich darum bewürbe, werde der Pabst ihrer vormahligen Verhältnisse sich wohl erinnern. Er ließ sich also auf die Liste derer schreiben, die eine Audienz bey dem Pabste zu haben wünschten. Als man diesem die Liste brachte, um die Stunde der Audienz zu bestimmen, und er Toti's Namen darauf erblickte, merkte er sogleich, was sein Begehren sey, und befahl, ihn herein zu führen, da er eben einen Kardinal erwartete. Es war gerade um die Zeit, als Prinz Eugen mit seinem

Heere ganz Italien in Schrecken setzte. — Sobald Toti hereintrat, fiel der heilige Vater ihm um den Hals, weinte Freudenthränen und war entzückt, daß er eben jetzt sein bekümmertes Herz in den Busen eines alten Freundes ausschütten könne. Und nun theilte er ihm mit der holdseligsten Gesprächigkeit alle die bösen Nachrichten mit, die er empfangen, bat ihn, seinen Schmerz zu theilen, ließ ihn aber gar nicht zum Worte kommen, sondern, so oft Jener zu sprechen anheben wollte, schloß er ihn wieder fest in seine Arme. Toti wurde außerordentlich gerührt durch so viele Gnade und Herablassung, und weinte nun mit seiner Heiligkeit um die Wette. Diese Farce spielte der Pabst so lange, bis der Kardinal gemeldet wurde. Nun war es Sitte am päbstlichen Hofe, daß, sobald ein Kardinal sich ansagen ließ, jede andere Audienz für geendigt galt. Clemens ertheilte daher in der größten Eile seinem alten Freunde den päbstlichen Segen und Toti wurde hinaus ins Vorzimmer geschoben, wo er die süßen Thränen trocknete und sich nun erst erinnerte, daß er von seinem Anliegen noch nicht ein Wort gesagt hatte. Es war aber auch nun überflüssig, denn so eben hatte der Pabst einen Andern zum Auditor der Rota ernannt. — Noch mehr! in einer vertrauten Abendgesellschaft

machten Seine Heilgkeit sich über den Vorfall lustig, und geruhten höchstselbst Ihren Gästen die ganze Scene noch einmahl vorzuspielen. Toti erfuhr es, wurde krank und starb. — Der gute Mann wußte nicht, daß Verhältnisse auch die heiligsten Bande trennen, und daß auf die Freundschaft eines Großen, bey veränderten Verhältnissen, am wenigsten zu rechnen ist.

Kleine Gallerie von Albernheiten.

Als die Hexen noch in der Mode waren, erschien ein lateinischer Tractat über die Wasserprobe, welche man mit diesen Unglücklichen anzustellen pflegte, und der gelehrte Verfasser vertheidigte dieselbe sehr ernsthaft, unter andern aus dem Grunde, weil man sonst nicht mit Gewißheit, selbst nicht von Augenzeugen erfahren könne, ob die Angeklagte wirklich mit auf dem Blocksberge gewesen oder nicht, denn die vornehmen Hexen erschienen dort nur maskirt. Uebrigens versicherte er, daß eine Hexe, und wenn sie auch noch so corpulent wäre, nicht mehr als funfzehn Pfund wöge.

Nie hat es einen so wohl unterrichteten Geschichtschreiber gegeben, als einen gewissen O Flaharty, der eine Chronologie von Irland geliefert hat. Dieser Mann weiß ganz bestimmt, daß, vierzig Tage vor der Sündfluth, am 15ten des Monats, und zwar an einem Sonn-

Digitized by Google

abend, drey Männer mit funfzig Weibern nach Irland kamen, um es zu bevölkern, allein die Sündfluth machte einen Strich durch ihre Rechnung. Hingegen landeten 312 Jahre nach der Sündfluth, am 14ten des Monats, und zwar an einem Dienstage, ein Mann mit seiner Frau und drey verheiratheten Söhnen, um eine neue Colonie zu gründen. Der Mann hieß Partholan. Vermuthlich hat er ein Archiv hinterlassen.

Derselbe scharfsinnige und behutsame Geschichtschreiber hat einen Stammbaum Carls II. verfertigt, indem nicht weniger als sechs und siebenzig königliche Generationen prangen; und dann noch 48 bis zu Adam hinauf, lauter Patriarchen und Anführer von Colonien; so, daß Seneca in diesem Falle völlig Unrecht hat, wenn er irgendwo behauptet: es gebe keinen König, unter dessen Vorfahren nicht auch Knechte zu finden wären. — Ein spanischer Bischof, Fandoval, hat eine Genealogie des Hauses Oesterreich von 118 Generationen (von Adam bis auf Philipp III.) und ein anderer spanischer Schriftsteller, Pegrafiel Contreras, eine Genealogie des Hauses Lothringen von 121 Ge-

Digitized by Google

nerationen verfertigt, aber beyde sind von Herrn O Flaharty übertroffen worden, denn keiner hat gewagt, von Adam herab, lauter Könige und Fürsten auftreten zu lassen.

Im Journal des Sçavans, und sogar im Pariser Journal de Medicine, wurde vor hundert Jahren ganz ernsthaft behauptet, es lebe zu Boury de Pressé eine schwangere Frau, deren Kind im Mutterleibe ganz vernehmlich schreye, und zwar hatte es am Charfreytag, als die Mutter zur Kirche ging, zum Erstenmahle geschrieen, (vermuthlich um den Tod Christi zu bejammern.) Seitdem schrie es täglich drey bis viermahl, auch bisweilen noch öfter, und so stark, daß der Magen der Frau aufschwoll als ob sie ersticken sollte. Es gab, wie immer bey solchen Gelegenheiten, viele Leute, die das Schreyen selbst mit angehört hatten.

Daß Steine vom Himmel fallen, ist heut zu Tage nichts neues mehr. Aber es sind bisweilen noch ganz andere Dinge vom Himmel gefallen, die jetzt nicht mehr herunter kommen. Es giebt eine purgirende Pflanze, Stinkschwertel

genannt, (den Linneischen Namen weiß ich nicht) diese fiel einmal in Indien, aber in Erz gebildet, 11 Unzen schwer, während eines Sturmes vom Himmel, und der Historiograph der holländischen Compagnie, Rumphirus, schickte sie, nebst andern ähnlichen Raritäten, an Herrn Menzel, Leibarzt des Churfürsten von Brandenburg, mit der Bemerkung, daß die Indianer aus dergleichen Metallen, welche der Himmel ihnen zusendet, Ringe verfertigen, die, am Finger getragen, Sieg gegen den Feind verleihen. Die Indianer würden von dieser Waare noch vor wenigen Jahren in Deutschland starken Absatz gefunden haben, denn es fehlte bloß an solchen Ringen.

In den frommen Erholungen des Pater Angelin steht auch eine merkwürdige Geschichte. Ein Abt Conrad legte beym Händewaschen seinen Ring bey Seite, und konnte ihn nachher nicht wieder finden. Nachdem er lange vergebens gesucht, vermuthete er, daß der Ring gestohlen worden, und excommunicirte den Dieb. Von Stund an wurde sein Rabe krank, blies die Federn auf und schien dem Tode nahe. Kein Wunder, denn man fand in seinem Neste den

gestohlenen Ring. — Es gibt heut zu Tage noch stehlende Raben genug, gefiederte und ungefiederte, aber das Excommuniciren will nicht mehr helfen.

In einem Buche, welches sich sehr bescheiden meditationes metaphysicae betitelt, behauptet der Verfasser, (aus welchem Grunde, weiß ich nicht) Gott habe nur einen Engel von jeder Gattung erschaffen, doch ihm die Kraft verliehen, sich fortzupflanzen, wiewohl auf andere Weise als auf Erden zu geschehen pflegt. Zum Glück sey dieser Eine Engel seinem Schöpfer treu geblieben; denn, wäre er abgefallen, bevor er Engelskinder erzeugt hatte, so würde sich Christus in der unangenehmen Nothwendigkeit befunden haben, auch eine Engelsnatur anzuziehen, um das ganze Engelsgeschlecht zu erlösen.

In den Büchern der Macabäer kommt ein Mann vor, der dreymahl auf drey verschiedene Arten gestorben ist, nemlich König Antiochus, der Juden Verfolger. Das Erstmahl fiel er, brach sich alle Ribben entzwey und stank un-

erträglich. Das zweytemahl wurde er im Tempel von Nanea erschlagen, und das drittemahl starb er aus Kummer in Babylon. Man muß bekenden, daß er einer der unglücklichsten Monarchen war.

Wenn Chevreau in seiner Weltgeschichte die Größe der Stadt Rom beweisen will, so erzählt er, daß Heliogabalus durch seine Sclaven alle Spinnewehen in ganz Rom sammeln ließ, und daß sie zehntausend Pfund wogen. Man sollte fast glauben, alle Häuser in Rom wären unbewohnt gewesen.

Der Dichter Malherbe bekannte, daß er ein Narr gewesen, weil er die schönste Zeit seines Lebens auf die Dichtkunst verwandt habe. Ist er, nach diesem Bekenntniß, freywillig ins Narrenhaus gegangen, in Hoffnung, etwa den Homer dort anzutreffen, so hat er sich geirrt. — Einst klagte Einer seiner Freunde, der auch ein Dichter war, daß der König nur diejenigen belohne und auszeichne, die ihm in Geschäften oder im Felde dienten. „Der König hat ganz Recht," sagte Malherbe, „denn ein guter Dichter nutzt

„dem Staate eben so wenig, als ein guter „Kegelschieber.“

Im Jahr 1734 feyerte man zu Lyon das Jubiläum der Kirche des heil. Johannes, bey welcher Gelegenheit ein allgemeiner Ablaß und Vergebung aller Sünden Allen denjenigen zugesagt wurde, die an diesem Tage „nur so lange in der Kirche verweilen würden, „als nöthig sey, fünf Paternöster's, oder Ave„maria's, oder sonst ein kurzes Gebeth, nach be„liebiger Wahl, auszusprechen.“ — Wenn der Himmel so wohlfeil ist, so muß man sehr hartnäckig entschlossen seyn, verdammt zu werden, wenn man eine solche Gelegenheit ungenutzt läßt.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts addressirte ein französischer Gelehrter einen Brief an den Herrn Abt Molanus, Professor zu Ernest. Das sollte heißen: zu Rinteln, weil Rinteln Academia Ernestina von ihrem Stifter genannt wurde.

Die

Die verschiedenen Ansichten.

In Sachsen lebten zwey alte Freunde auf ihren Gütern, die nur eine halbe Stunde von einander entfernt lagen. Es war ein frohes, gemüthliches Leben. Sie hatten zwanzig Jahre lang unter einem Regimente gedient, Gutes und Böses mit einander erfahren, genossen und getragen; nun war ein Jeder gleichsam des Andern Tagebuch geworden, denn was der Major von Thau etwa vergessen hatte, dessen erinnerte sich der Hauptmann von Welling ganz gewiß; und umgekehrt. Selten verging ein Tag, an dem sie sich nicht besuchten, oder auf ihren Grenzen zusammen kamen, bald an der Spitze munterer Jagdhunde, bald im Geleite ihrer Familien. Denn was alte Freunde so oft nach und nach trennt — Kälte oder Abneigung ihrer Frauen gegen einander — das störte hier das trauliche Verhältniß nicht. Frau von Welling machte große Ansprüche und Frau von Thau gar keine, folglich vertrugen sie sich recht gut. Jene

hatte eine Tochter, Emma, diese einen Sohn, Eduard. Beyde hielten ihre Kinder, nach mütterlicher Gewohnheit, für Meisterwerke der Schöpfung, und beyde konnten das einander ohne Eifersucht zugestehen, weil es Kinder verschiedenes Geschlechts waren, und jeder Mutter unbenommen blieb, bey sich selbst zu denken: wäre mein Eduard ein Mädchen — wäre meine Emma ein Knabe geworden, er oder sie würde das Kindlein der Frau Nachbarin weit übertroffen haben. Jetzt kränkte keine Collision die mütterliche Eitelkeit und folglich den nachbarlichen Frieden, denn beyde Kinder sollten durch sehr verschiedene Eigenschaften glänzen.

Im Grunde glänzten sie beyde nicht. Ein paar hübsche, gut geartete Kinder, das war Alles, was ein Unbefangener von ihnen sagen konnte. Sie spielten gern mit einander und hatten sich recht lieb.

So verfloß beyden Familien manches Jahr still und friedlich, bis der neidische Tod den Trauerflor über die adelichen Wappen zog. Die alten Freunde starben in einer Woche und ein Denkmahl in der gemeinschaftlichen Pfarrkirche verkündet noch heute, daß den Männern, die unter

ihm ruhen, das seltne Glück vergönnt war, eine Jugendfreundschaft bis zum späten Grabe fortzusetzen. Die Wittwen trauerten, die Kinder weinten mit einander.

Frau von Welling fand nach ihres Gatten Tode, daß in ländlicher Einsamkeit ihr Kummer sich stets erneuere. Im Grunde hatte sie das Landleben nie geliebt, sondern nur in des Mannes Wunsch sich gefügt. Ihr Reichthum verstattete ihr eine glänzendere Lebensweise, darum beschloß sie, nach Berlin, ihrer Vaterstadt, zu ziehen. Sie thue es ungern, sagte sie, allein sie halte es für Pflicht, weil sie dort ihre Emma sorgfältiger erziehen könne. Frau von Thau hingegen, obschon sie auch sehr reich war, hielt, aus ähnlichen Ursachen, es für Pflicht auf dem Lande zu bleiben, um ihres Eduards Herz in kindlicher Unschuld zu erhalten; eigentlich weil sie lieber auf dem Lande war. Die menschlichen Neigungen verstecken sich gern hinter Pflichten.

Vor der Trennung beyder Familien wurde noch ein ewiger Freundschaftsbund beschworen und durch die Verabredung besiegelt, Emma einst mit Eduard zu vermählen. Jede Mutter vertraute der andern im Stillen, das sey noch der letzte

Wunsch ihres Gatten auf dem Sterbebette gewesen, und folglich sey man ihrem Andenken dieses Versprechen schuldig. Beyde erlaubten sich da einen frommen Betrug, denn die Sterbenden hatten nicht daran gedacht und ihre Wittwen dachten eigentlich nur an das schöne Vermögen, durch welches sie, nach mütterlichem Brauch, ihre Kinder beglücken wollten.

Eduard war von Natur ein fröhlicher, leichtsinniger Knabe, der das Gute gern that, wenn es ihm Vergnügen machte, aber auch wohl das Böse, wenn er nur der langen Weile dadurch entrinnen konnte, die ihm die größte aller Martern dünkte. Als er heranwuchs, bekam er einen Hofmeister, einen Jünger aus der neuesten poetischen Schule. Herr Senf, so hieß der Ehrenmann, studierte, wie er sich ausdrückte, den Charakter seines Zöglings, der noch gar keinen Charakter hatte, und beschloß, durch das Gemüth auf den Geist zu wirken, statt daß alle Erziehung eine Wirkung des Geistes auf das Gemüth seyn sollte, weil das letztere unmittelbar sich gar nicht erziehen läßt. Er führte den empfänglichen Eduard nach und nach in die Vorhöfe und endlich in die Heiligthümer der mystischen Poesie. Da galten Worte für Gedanken,

Ahnungen für Gefühle; da dünkte man sich erhaben oder kindlich, je nachdem von Karfunkeln oder Lilien die Rede war; da wurde der geistliche Stolz der heutigen Poeten in dem jungen Gemüthe erweckt, und mit Wohlgefallen bemerkte Herr Senf, daß Eduard schon in seinem sechszehnten Jahre die gemeine Vernunft verachtete, und Jeden, der bloß Sinn für Klarheit und Wahrheit hatte, vornehm bemitleidete.

So viel war indessen durch die Einimpfung des Karfunkelfiebers bewirkt worden, daß die Langeweile, die vielleicht auf manchen Abweg den Jüngling geführt hätte, ihm jetzt ein unbekanntes Leiden war. Denn so wenig der selige Nicolai unter seine Phantasmen Langeweile empfinden konnte, so wenig Eduard unter den zarten Nebelgestalten, die, wie auf einer Jakobsleiter, in seinen wachenden Träumen ewig auf und nieder stiegen. Und als er vollends auf der Universität, seiner höhern Natur bewußt, von andern hohen Naturen sich bewundert sah, als der Trieb sich auszuzeichnen, der jeden kräftigen Jüngling beherrscht, auf diesem Wege die volle und leichte Befriedigung fand — weil die Narren, die auf ihren bunten Gondeln mit Janitscharen-Musik den Strom hinabschwimmen, laut jauchzen, die

Klugen aber, die am Ufer wohnen, nur lächelnd zuschauen und schweigen — so hielt Eduard immer fester an dem, was er seinen hohen Beruf nannte.

Vergebens wollte Gustav von Mohr, sein armer lustiger Vetter, ihm die Uebersinnlichkeit wegspotten. Eduard versuchte einigemal ihn zu sich hinauf zu ziehen, und, als es nicht gelingen wollte, nannte er ihn eine gutmüthige aber gemeine Natur.

Ein Naturkind hätte er sagen sollen, denn das war Gustav; wild aufgeschossen wie ein Rohr im Bache. Sein Vater hatte viele Jahre lang an einem Hofe gelebt, an dem die Geistesbildung Ton war. Von Schulen und Secten wußte man da nichts. Man genoß die Gaben der Musen und freute sich des Schönen, ohne von Kunstjüngern die Belehrung einzuholen: ob es auch schön sey? warum es etwa nicht schön sey? wie es beschaffen seyn müßte, wenn es erlaubt werden könnte darüber zu lachen oder zu weinen? u. s. w. Diese Unbefangenheit des Geschmacks und Urtheils brachte der alte Mohr mit aufs Land, als Kränklichkeit und Verarmung ihn nöthigten, die Einsamkeit zu suchen. Hier

that er, als Erzieher seines Sohnes, gerade das Gegentheil von dem, was Herr Senf gethan; er suchte ihm nemlich klare Begriffe beyzubringen, und bildete seinen Geschmack aus ihm selbst heraus, nicht in ihn hinein. Eine glückliche Organisation, ohne welche alles Unterrichten so viel ist als einen Stein mit dem Pudermesser bearbeiten wollen, begünstigte seine väterlichen Bemühungen. Gustaf wurde ein Jüngling von hellem Geiste und klarem Gefühl, dabey so gutmüthig, daß Eduard ihn wider Willen lieb gewann.

Nach geendigter academischer Laufbahn, die für Eduard nur eine Kletterschule bis in die Wolken gewesen war, begleitete Gustaf seinen Vetter nach Hause, wo er die Liebe seiner Tante schnell gewann. Zwar bewunderte Frau von Thau ihren Sohn außerordentlich, konnte sich aber bisweilen nicht recht in das Glück finden, die Mutter eines so erhabenen Wesens zu seyn. Sie war in seiner Gegenwart etwas gedrückt, da sie immer nur an ihm hinauf sehen mußte und er höchstens mit Güte auf sie herab sah. Hingegen verstand sie ihren Neffen wohl, für seine Empfindungen gab es einen Anklang in ihrem Busen und seine Gedanken schlugen Funken aus ihrem Geiste; darum war in seiner Gesellschaft ihr behaglicher zu Muthe.

Digitized by Google

Frau von Welling hatte unterdessen in Berlin die Erziehung der schönen Emma vollendet. Das Mädchen verband mit einer reizenden Gestalt eine holde Munterkeit, einen schlichten Sinn, ein reines Herz, viele Talente und ein wenig Koketterie. Zu ihrer Gesellschaft hatte die Mutter eine arme Verwandte ins Haus genommen, Agnese von Veilgen, die, vormahls in einem Landstädtchen wohnend, durch eine Lesebibliothek und durch ihr eignes Herz zur Schwärmerin geworden war. Alle Rollen der Heldinnen in Schauspielen und Romanen hatte sie im Geiste durchgespielt und sich aus Allen ein Ideal zusammengesetzt, welches für kein Bild der Phantasie mehr gelten konnte, denn sie war es selbst.

Den größten Antheil an ihrer Verbildung hatte wohl der Wunsch, Aufmerksamkeit zu erregen. Durch Schönheit konnte sie das nicht, obgleich ihr Spiegel sie versicherte, sie habe eine sehr angenehme, geistreiche Physiognomie; arm war sie oben drein, was blieb ihr also übrig, als ein weiblicher Sonderling zu werden? Darum that sie alles anders als ihre Gespielinnen; ob auch besser? Das mochte sie glauben. Im Grunde kam ihr wenig darauf an, wenn es nur anders war.

Digitized by Google

Frau von Welling und Frau von Thau hatten, seit ihrer Trennung, eine ziemlich lauliche Correspondenz unterhalten, so lange die Jugend ihrer Kinder den verabredeten Heirathsplan auszuführen hinderte; nun aber, da Eduard ein Mann geworden, und das Fräulein täglich eine Frau werden konnte, nun erkundigten sich die klugen Mütter unter der Hand, wie — seitdem sie entfernt von einander gelebt — mit dem beyderseitigen Vermögen geschaltet worden? und erfuhren mit Vergnügen, daß weise Sparsamkeit es ansehnlich vermehrt habe. Das rüttelte die alte Freundschaft aus dem Schlummer. Die, auf dem Todbette ausgesprochenen Wünsche der Verstorbenen kamen wieder zur Sprache; man hielt es für heilige Pflicht sie zu erfüllen, und die Zusagen wurden erneuert.

Eduard erinnerte sich gern der hübschen kleinen Emma mit der er einst im Garten so fröhlich herum gesprungen und über manchen Zaun geklettert. Es war ihm fast dabey zu Muthe, wie einem Emporkömmling, der sich wohl gern einmahl wieder unter seine alten fröhlichen Kameraden mischen möchte, wenn es mit der neuen Würde nur verträglich wäre. Ihm unbewußt drückten ihn die Fesseln, die er selbst sich angelegt.

Ohne Widerwillen ergab er sich in den Wunsch seiner Mutter, nur mit dem Vorbehalt, sich anständig zurück ziehen zu dürfen, wenn er Emma allzutief unter dem Ideale fände, welches, in Lilienduft gehüllt, ihm jenseits des Mondes vorschwebte.

Auch Emma hatte ihren muntern Spielkameraden nicht vergessen, der ihr zu Liebe so oft auf die Bäume kletterte, um ihr die schönsten Kirschen zu brechen. Sie dachte sich ihn als einen gefälligen, freundlichen Mann, an dessen Seite es sich wohl fröhlich durchs Leben hüpfen ließe, und so hatte auch sie nichts dagegen, ihn als Bräutigam zu erwarten, obgleich ihre Gespielin, Agnese von Veilgen, über eine solche zwischen Müttern verabredete Verbindung die Nase gewaltig rümpfte.

Die Brautschau wurde beschlossen und Eduard reisete ab, von seiner Mutter gesegnet, in Begleitung seines Vetters Gustav, der die schöne Gelegenheit nicht versäumen wollte, das schöne Berlin zu sehen. Ein treuer Bedienter, Lucas Bär, wurde den jungen Herren zugesellt, die beyde so oft als möglich der Frau von Thau zu schreiben und alle ihre Empfindungen unverstellt mitzutheilen versprachen. Auch der ehrliche Lucas

gelobte dem Kammermädchen ein Gleiches, denn er stand mit ihr schon seit zehn Jahren in einem ehrsamen Liebesbündniß, welches nach zehn Jahren, wenn es Gottes Wille wäre, in einen ehrsamen Ehestandsknoten verwandelt werden sollte.

Es war an einem Frühlingsabend als die Reisenden sich in und auf den Wagen setzten, und der Postillion durch den letzten hörbaren Peitschenknall die Thränen der Frau von Thau und ihrer Kammerjungfer noch einmal reichlich hervor lockte. Die Reisenden fuhren die ganze Nacht hindurch und gelangten am andern Morgen nach Wittenberg, wo sie, um die Merkwürdigkeiten dieses Orts zu beschauen, einen ganzen Tag verweilten und Abends die ersten Briefe nach Hause schrieben, aus welchen wir Fragmente liefern wollen.

Eduard schrieb: „Es dämmerte in Osten. „Hellrothe Ordensbänder schmückten das Firma„ment. Bald begann es zu glühen in Purpur „verwandelt mit feurigen Rändern, und plötzlich „stieg die Sonnenscheibe aus zitternder Glut her„aus. Es ward Licht! So hat es gedämmert „am Horizont der Menschheit bis die erhabene „Naturphilosophie den glänzenden Tag herauf „führte."

Gustav schrieb: „Wir fuhren einem heitern „Morgen entgegen. Ich hatte mir vorgenommen „mich an dem herrlichen Schauspiel der aufge„henden Sonne zu laben, aber ich war in meiner „Wagenecke richtig eingeschlafen.“

Lucas schrieb: „Wir hatten eine verdammt „kühle Nacht und als vollends die Sonne auf„ging, da war es so kalt, daß ich meine Kappe „über den Kopf ziehen mußte.“

Eduard fuhr fort: „Als wir den Mauern „von Wittenberg uns näherten, da schien Luthers „hoher Geist über ihnen zu schweben und eine „Glorie herunter zu strahlen. Wittenberg ist die „Wiege der Aufklärung, hier sind die Geister ent„fesselt worden.“

Gustav fügte hinzu: „Ein erhaben schauer„liches Gefühl ergreift uns, wenn wir einen Ort „betreten, wo ein großer Mann gelebt und ge„wirkt hat. Ja, Luther war gewiß ein großer „Mann! ob er uns aber durch die Reformation ei„ne dauerhafte Wohlthat erzeigt hat? darüber las„sen sich Zweifel erregen. Auch in der Religion giebt „es einen Gemeinsinn, den haben wir durch die „Spaltung verlohren, mit ihm die Herzenswär-

„me. Wir sind vor lauter Vernunft so unelectrisch „geworden, daß selbst die Gefahr, das Heiligste „zu verlieren, keinen Funken mehr aus unserer „kalten Brust locken kann. Es sey ferne von mir „den päbstlichen Unfug zu vertheidigen, dem Lu„ther steuerte; doch das möchte ich wohl behaup„ten, so paradox es klingen mag, daß wir nicht „stehen, oder vielmehr liegen würden wo wir „jetzt liegen, wenn wir sammt und sonders katho„lisch geblieben wären.“

Lucas erzählte: „Stell dir vor Lieschen, „hier hat Doctor Luther gelebt! und ist ordent„lich herumgegangen auf seinen Füßen und hat „gegessen und getrunken wie unser Einer. Ich „habe auch den großen Dintenfleck an der Wand „gesehen, wo Doctor Luther dem Teufel das „Dintenfaß an den Kopf geworfen hat. Das ha„be ich Alles gesehen und die Haare standen mir „zu Berge.“

Nach ein'gen Tagen langten die Reisenden glücklich in Berlin an; weil es aber schon gegen Abend war, so versparten sie den ersten Besuch bey Frau von Welling bis auf den andern Morgen und gingen in die Comödie; ihren Lucas schickten sie auf die Gallerie. Der deutsche

Hausvater wurde gegeben und lieferte Stoff zu den nächsten Briefen.

Eduard schrieb: „Es ist ein ganz modernes, der Leerheit der Zeitgenossen schmeichelndes Stück. Nicht eine leise Ahnung von den Gebilden der Kunst. Nur Begebenheiten, die der Zufall aneinander reiht, in welchen kein Schicksal waltet. Auch in Iffland hab' ich die klare Tiefe und die tiefe Klarheit vermißt; er ist nur subjectif, nicht objectif."

Gustav hingegen: „Ich habe eines köstlichen Genusses mich erfreut! Der deutsche Hausvater ist ein schönes, dem Auge wie dem Herzen wohlthuendes Gemählde; es nimmt unsere heiligsten Gefühle in Anspruch, es rührt und bessert. Und was soll ich von dem herrlichen Iffland sagen! Ich kann sein Spiel nicht entwickeln; ich weiß nur, daß ich viel darum gegeben hätte, ihn umarmen zu dürfen, und hätte ich es gedurft, so würde auf seiner Wange die Spur meiner Thränen zurückgeblieben seyn."

Und Lucas: „Ich bin auch in der Komödie gewesen, aber das war langweilig. Die Leute wußten nicht recht was sie wollten, und am En-

de, was ging das mich an? Ein vornehmer Mann spielte mit. Mein Herr sagte, er hieße eigentlich Iffland, und wäre gar nicht so vornehm; aber das lasse ich mir nicht weiß machen, ich habe wohl gesehen, was er war."

Am andern Morgen ließen Eduard und Gustav bey Frau von Welling sich melden. Emma's Herz begann heftig zu klopfen, als der Lohnbediente die Namen der Fremdlinge aussprach. Mit ängstlicher Neubegier lauschte sie am Fenster dem Besuche entgegen, und als sie die beyden stattlichen Jünglinge die Straße heraufschreiten sah, flog sie, nach schneller Musterung vor dem Spiegel, an ihr Fortepiano und verschanzte sich hinter demselben gegen alle Verlegenheit.

Von dieser ersten Zusammenkunft schrieb Eduard: „Fern von dem hohen Ideale, daß meiner inneren Anschauung vorschwebt, fand ich Emma von Welling. Sie ist keine Prinzessin Schirin, auch nicht einmal eine Königin von Saba, deren Zunge ein süßer Papagoy war in Gitterstäben von Demant. Was man hübsch nennt, mag sie seyn, doch ihren Reizen fehlt das Seelenentfesselnde, Hinüberziehende in das Lilienreich, wo himmlische

Düfte die Herzen schwängern. Sie war ganz weiß, ohne Karfunkeln, gekleidet, spielte und sang ein gemeines Lied aus einer gemeinen Oper, Fanchon genannt. Hingegen hat sie eine Cousine, Agneſe von Veilgen, eine Mayenblume am Nebelgrauen Morgen, denn grau war ihr Gewand, von der Sittſamkeit bis unter das Kinn gewoben. Sie zeichnete eine orientaliſche Landſchaft. Ihr ſtiller Geiſt flüſterte aus den Palmen.

Guſtav ſchrieb: Emma iſt ein allerliebſtes Mädchen. Sehr einfach war ſie gekleidet und doch ſehr reizend. Ein feiner Muſſelin ſchmiegte ſich an ihre zarten Formen, und der jugendliche Buſen hob in ſeiner Fülle ſich blendend hervor. Ihre erſte, reizende Verlegenheit machte bald der fröhlichen Unbefangenheit Platz, der Purpur auf ihren Wangen den Roſen. Sie ſpielte und ſang mit bezaubernder Grazie ein Liedchen aus Fanchon, der niedlichen Oper. Sie hat auch eine Couſine, Agneſe von Veilgen, und faſt glaube ich, daß ſie ſich ihrer als einer Folie bedient. Was ich von dieſer Couſine eigentlich denken ſoll, weiß ich noch nicht. Sie war gekleidet wie eine Nonne, ein grauer Tafft vermummte ſie bis an den Hals. Ich möchte faſt vermuthen, daß dieſe Hülle nicht

neidiſch,

aridisch, sondern schlau ist. Sie würde wohl thun, in gleicher Absicht auch ihr Gesicht zu verschleyern. Zwar, im Grunde ist sie nicht häßlich, aber die große römische Nase senkt sich doch ein wenig zu tief gegen das Kinn herab, und ihre kleinen, blitzenden Augen stehen so nahe beysammen, als ob zu beyden Seiten der Raum gemangelt hätte. Sie zeichnete gerade eine Landschaft — recht hübsch, wie Eduard versichert — aber um den Frühling auszudrücken, ließ sie Blüthen aus den Wolken regnen. Das fand Eduard sublim. Mir gefiel es nicht."

Und Lucas schrieb: „Ich habe das Fräulein gesehen, das unsere gnädige Frau werden soll, und auch ihre Cousine. Alle Hagel! das sind ein paar gnädige Damen! sie haben mir Trinkgelder gegeben. Aber hübsch sind sie alle beyde nicht, da lob ich mir mein dickes Lieschen."

Und Emma schrieb an eine Freundin in Königsberg: „Mein Bräutigam ist angekommen, eine hübsche Figur, aber ein Blick, der aus höhern Sphären auf die erbärmliche Unterwelt, und auch auf meine kleine Person flüchtig herabschweift. Von der liebenswürdigen Offenheit des Knaben Eduard ist keine Spur mehr vorhanden.

Er hat einen Vetter mitgebracht, Gustav von Mohr, ein behaglicher Mensch.“

Und Agnese fügte hinzu: „Unsere Freundin ist glücklich zu preisen! was Schirin von Kosru sagt, gilt auch vom Herrn von Thau.

„O säheſt du die reichen Schönheitsgaben
„Und seines Anstands Majestät,
„Hoch über den Berg Kaf erhaben —“
Sein Vetter ist ein ganz gewöhnlicher Mensch.“

So war die bedenkliche Stimmung, in welche die erste Zusammenkunft sämmtliche handelnde Personen versetzt hatte. Eduard übereilte sich mit dem zweyten Besuche nicht, den auch seine Braut ohne Verlangen erwartete. Er wollte erst Berlin kennen lernen und trieb sich einige Tage in der Stadt herum. Gustav hätte ihn doch lieber zur Frau von Welling begleitet, und Eduards Mutter hoffte auch im nächsten Briefe ganz andere Dinge zu finden, als ein Urtheil über Berlin, wobey seine Braut nicht einmal in einem Postscript erwähnt wurde. „Es ist ein abscheulicher Aufenthalt,“ schrieb er: „unter den Linden erstickt man im Staube und im Thiergarten versinkt man im Sande. Das Menschenge-

wohl ist unerträglich! nirgends ein Plätzchen, wo man zu stiller Beschauung den Geist erheben kann. Dann treibt sich Alles so ökonomisch durcheinander und Jedem steht auf der Stirn geschrieben: heute muß ich so und so und so viel ersparen, um morgen unter den Zelten meinen Kaffee zu trinken. Am besten gefallen mir noch einige Kraftäußerungen: das kühne Reiten mit verhängtem Zügel durch die Straßen — der freymüthige Lärm im Theater. Da ist doch noch Kraft, da springen doch die höhern Naturen noch aus der Gemeinheit hervor."

Gustav aber urtheilte: „Berlin ist ein herrlicher Aufenthalt. Die Linden mit ihren fröhlichen Spaziergängen, der Thiergarten mit seinen mannichfaltigen Gruppen — es ist eine Freude, sich da herum zu treiben. Nur wird sie Einem bisweilen vergällt durch ungezogene Reiter, die sich Helden zu seyn einbilden, wenn sie die Fußgänger mit Koth bespritzen, oder gar ein spielendes Kind über den Haufen reiten.

Lucas schrieb: „Berlin ist eine prächtige Stadt, viel größer als Düben und Wurzen zusammen genommen. Ach Lieschen! was da für Kuchenbäcker wohnen! und ein Bier wird ge-

trunken, sie nennen es Mannheimer — ich sage dir, da muß das Merseburger einpacken. Man merkts aber auch, besonders im Theater, daß das Bier etwas stark seyn muß, denn recht hübsche Leute führen sich da mannichmahl ganz kurios auf.“

Frau von Welling liebte das Theater und hatte eine Loge, in welcher auch Eduard und sein Vetter Platz fanden. Eigentlich war es hier wo die zwey jungen Paare einander näher kennen lernten und die schönen Luftschlösser, an welchen die verständigen Mütter viele Jahre lang gebaut hatten, aus dem Grunde zerstörten. In dieser Loge nemlich wollte Eduard, wie sichs gebührte, den Ton angeben, da niemand besser als Er wissen konnte und mußte, was zu gefallen würdig oder unwürdig war. Emma hingegen wollte genießen, was ihr behagte, und empfinden, was sie rührte; denn sie hielt das Nachempfinden noch für weit lächerlicher als das Nachschwatzen. Wenn also Eduard zu ihrem Ohr sich neigte, um ihr begreiflich zu machen, daß dieses gemein und jenes erhaben sey, so ersuchte sie ihn um Stille. Er mußte sogar — welch ein Gräuel! — mit eigenen Augen sehen, daß sie in einem Schauspiel von Kotzebue weinte,

in der natürlichen Tochter von Göthe gähnte und im Rochus Pumpernickel lachte.

In der Oper ging es nicht besser. Eduard nemlich glaubte mit Herrn Ernst Wagner: daß „noch Niemand weiß, was er mit der Tonkunst „eigentlich machen soll und daß sie unter allen „Künsten die ungebildeteste ist.“ Emma ergötzte sich aber unendlich an Mozartscher Musik und Webers Deodata riß sie zur Bewunderung hin. Mit Achselzucken wandte er sich zu Agnesen. Hier fand er ein offnes Ohr; ihre Augen hingen an seinen Lippen; wenn er spöttisch den Mund verzog, so schüttelte sie spöttisch den Kopf, und wenn er ein leises Bravo hören ließ, so verstärkte sie dasselbe durch ein leises Bravissimo!

Auch Gustaf und Emma blickten einander oft verstohlen an, nicht um sich Raths zu erholen, was sie denken und empfinden sollten, sondern um das Vergnügen zu genießen, die eignen Gedanken und Empfindungen Einer auf des Andern Gesichte deutlich geschrieben zu lesen. Was auf solche Weise im Theater sich anspann, das wurde durch mehrere kleine Begebenheiten immer klarer entwickelt.

Eines Abends wollte man zum Balle fahren.

Emma hüpfte schon, niedlich geputzt, ohne Taschen, wie es sich versteht, die Treppe hinunter. Agneſe schwebte hinter ihr her. An der Hausthür bettelte ein alter Mann um eine Gabe. „Ich habe keine Taschen und folglich „auch kein Geld," sagte Emma in den Wagen steigend, „komm er morgen zu mir, morgen um 11 Uhr." Agneſe hingegen kehrte um, schwebte die Treppe wieder hinauf, verweilte lange, ohne sich an Emma's Ungeduld zu kehren und kam endlich mit einigen Groschen zurück.

Diese edle Handlung erhob Eduard bis in den Himmel. Nun, meinte er, sey es entschieden, daß Agneſe eine hohe, Emma eine gemeine Natur sey. Gustaf läugnete nicht, daß er es gern gesehen hätte, wenn die letztere, anspruchlos wie sie pflegte, dem Bettler einige Minuten von ihrem Vergnügen zu opfern bereit gewesen wäre, nur sprach er kein Verdammungsurtheil über sie aus, weil es nicht geschehen war. Daß ein junges Mädchen zum Ball fahrend einen Bettler auf den andern Morgen wieder bestellt, fand er sehr natürlich und meinte, sie könne darum doch wohlthätig und zartfühlend seyn. Dieser Glaube wurde ihm zur Gewißheit, als Frau von Wellung in eine schwere Krankheit fiel. Die Tochter

wich nicht von ihrem Bette und wachte jede Nacht bey ihr, während Agneſe nach einem ruhigen Schlafe, täglich dreymahl in die Meſſe ging (den ſie war katholiſch) um für ihre Wohlthäterin — zu beten. Guſtaf fand dieſe Frömmigkeit unzeitig und die Pflege der Kranken weit verdienſtlicher. Allein Eduard erblickte auch hier die höhere Natur, welche, die gemeinen Mittel verſchmähend, ſich im Leiden aufſchwingt, und, kindlich vertrauend, im Glauben Troſt und Hülfe ſucht.

Endlich, nach der Mutter Geneſung, führte ein Spaziergang die Entwickelung herbey, deren ſchon längſt im Stillen die handelnden Perſonen mit Ungeduld harrten. Bis jetzt hatte Eduard immer noch halb und halb für Emma's Bräutigam gegolten, obgleich man eben keines ſcharfen Blicks bedurfte, um gewahr zu werden, daß er die Couſine und ſie den Vetter vorzog. Wenn ſie mit einander luſtwandelten, ſo pflegte ſichs auch immer von ſelbſt zu fügen, daß er Agneſen führte und Guſtaf Emma den Arm bot. So ſchlenderten ſie auch diesmahl einem Dörfchen zu. Ein Gewitter überraſchte ſie, ein Bauernhaus wurde ihr Zufluchtsort. Agneſe floh in das enge Stübchen mit kleinen blinden Fenſterſcheiben; Emma

blieb draußen unter einem Schoppen, weil sie das erhabene Schauspiel eines Gewitters liebte. Hier erzählte ihr die Bäuerin eine wunderbare Geschichte, die sich vor einigen Jahren im Dorfe zugetragen. Eine hübsche, reiche Müllers Tochter, die mit einem reichen Pachtersſohne versprochen war, wurde von einem armen jungen Bauer geliebt, und war ihm auch geneigter als ihrem Bräutigam. Der Tag rückte immer näher, der sie von ihm trennen sollte; es war nicht mehr zu ändern, schon am nächsten Sonntag wollte man die Hochzeit feyern. Der arme Peter hatte Suschen zwar von seiner Liebe nie etwas gesagt, aber seine Augen hatten gesprochen und die ihrigen geantwortet. Nun war es am letzten Freytage vor der Hochzeit, da begegneten sie einander auf der Wiese und die Herzen brachen. In wehmüthigen Abschiedsworten sagten sie einander tausendmahl dasselbe und wurden nicht gewahr, daß ein Gewitter heraufzog, und hörten den Donner nicht und sahen die Blitze nicht, bis ein Platzregen herabstürzte, da eilten sie unter einen Baum im Felde, und drängten sich aneinander unter die dicken Zweige. Ein Blitz fuhr herab und erschlug sie beyde.

Die Bäuerin erzählte das so ungekünstelt,

die Erschlagenen glücklich preisend. Emma wandte sich, ihr Auge war feucht. Eben brüllte ein heftiger Donnerschlag. Gustaf ergriff hastig ihre Hand zum Ersteamahle, und sagte mit herzlicher Innigkeit: „Ach! wenn ich doch mit ihnen un„ter dem Baume stünde!" Emma sah ihn rührend freundlich an, und gab den Druck seiner Hand leise zurück. Gustaf wurde kühn und entriß ihr das Geständniß, daß sie auch wohl mit ihm unter den Baum treten möchte, wenn nicht Eduard seine Anspüche gutwillig aufgäbe. „Aber," seufzte sie, „unsere Mütter haben das so fest verabredet „— er scheint entschlossen der seinigen zu gehor„chen — was bleibt mir übrig!"

Gustaf, der seines Vetters Gesinnungen kannte, sah den Stern der Hoffnung aufgehen. Unter dem Rollen des fernen Donners zog er Emma nach sich in das Stübchen, entschlossen, die Erklärung glimpflich einzuleiten. Doch als er die Thür öffnete, wurde er mit Entzücken gewahr, daß es einer solchen Einleitung nicht mehr bedurfte, denn Eduard lag zu Agnesens Füßen, sein Kopf ruhte in ihrem Schooße. Sie war nemlich, beym Eintritt in die schmutzige Stube, von der holdseligsten Schwärmerey ergriffen worden. Das triefende Butterfaß im Winkel, der

vorjährige Erntekranz an der Decke, die wackelnden Stühle, der lange Tisch mit eingeschnittenen Namen — Alles begeisterte sie und erregte eine hohe Wehmuth, die in eine prosaische Ode auf die Herrlichkeit des Landlebens ausbrach.

Hier zeigte Eduard vollkommen, daß er zu den ächten Kunstjüngern gehöre, die auch das Gemeinste und Alberuste erhaben und schön finden, wenn Einer von ihnen es geschaffen hat. Er verglich ihre Lippen

„Mit Gefäßen von Korallen,
„Aus welchen Honigtropfen fallen."

Er bewunderte das transparente ihrer inneren Anschauung; er war entzückt bis in die Sphären, wo nur ein Hauch der Engel den Aeolsharfen Töne entlockt. Beyde waren darüber einig, daß man nur auf dem Lande den Staub der gemeinen Menschennatur ganz abschütteln, und in den Aether sich aufschwingen könne, um die Strahlenbrechung des ewigen Lichts zu belauschen. Die muntere Emma hatte sich nie so warm für das Landleben erklärt, sogar bisweilen geäußert: „Wenn man jung sey, folglich der Ruhe noch nicht bedürfe, und wenn man kein anderes Geschäft auf dem Lande habe, als zu le-

„ben, so könne man das gemüthlicher in Berlin „abthun.“ Dieser höchst gemeinen Ansicht des Lebens erinnerte sich Eduard in dem kritischen Augenblicke, wo die süßen Redensarten von Agnesens Munde trieften, wie die Rahmtropfen von dem im Winkel stehenden Butterfasse. Und hin stürzte er zu ihren Füßen, lösend das lästige Band des mütterlichen Wunsches, frey ausströmend die eigenen Wünsche gleich dem Champagner-Schaum aus einer entkorkten Flasche. Und ihr jungfräulich Herz that sich weit auf — und ihre beyden nahestehenden Augen sandten gewisse Blicke, die sich auf dem Rücken der römischen Nase vereinten, und sanft von der Nasenspitze hinab auf den knieenden Berg Kaf glitten — und Sphären erklangen und die Millionen Fliegen in der Bauernstube summten harmonisch.

In diesem seligen Momente traten Gustav und Emma herein. Mit holder Scham schmiegte Agnese sich in sich selbst, in so weit die Größe ihrer Nase es zuließ; Eduard aber sprang auf und mit Wernerschem Pathos erklärte er laut, daß er fest entschlossen sey, diese Lilie mit seinen Karfunkeln zu vereinigen.

„Desto besser, Herr Bruder,“ sagte Gustav,

„so wirst du wohl nichts dagegen haben, wenn „Emma mich durch ihre Hand beglückt?“

Hoch erfreulich war diese Gegenrede dem entflammten Eduard, dessen Herz an Agnesens Augen wie ein Feuerrad am Nagel sich herum drehte; und Agnese, die sich einer großen Sorge dadurch enthoben sah, fiel entzückt in die Arme der Cousine. Beyde glückliche Paare — gingen heim? — mit nichten! nur Gustav und Emma gingen, Agnese und Eduard schwebten über ihnen, jene von sanfter Heiterkeit umstrahlt, diese in Thränen aufgelöst.

Was die verständigen Mütter zu dieser Verwandlung sagten? — sie machten anfangs saure, und zuletzt auf der Doppelhochzeit süßsaure Gesichter. Im Stillen vertrauten sie einander: am schmerzlichsten falle es ihnen, daß die Wünsche der verstorbenen Gatten unerfüllt blieben, und Jede glaubte, daß ihr die Andere Glauben beymesse.

Eduard zog mit seiner jungen Frau aufs Land, Gustav blieb mit der seinigen in Berlin. Beym Abschied gelobten die Cousinen einander, sich fleißig zu schreiben, und, so unglaublich es

scheinen mag, sie hielten ein ganzes Vierteljahr lang Wort. Agnese schilderte das Landleben, ihr Gut war ein Paradies, ihr Mann ein Gott! — Emma beschrieb mit der heitersten, oft muthwilligen Laune die Vergnügungen der Hauptstadt, und ihren Mann als den zärtlichsten, gefälligsten Gatten. Nach drey Monaten verstummten beyde, wie es mit solchen Briefwechseln gewöhnlich zu gehen pflegt, und es verstrichen einige Jahre, in welchen sie wenig von einander hörten. Emma war indessen zweymal Mutter geworden; hatte die Häuslichkeit lieben gelernt, und sehnte sich hinweg aus dem Geräusch der Residenz. Gustav kaufte ein kleines Gut einige Meilen von Berlin und wurde jetzt mit Vergnügen ein Landmann, da ihm durch die Schriften des wackern Thaer ein schöner Beruf dazu geworden war. Aechten Lebensgenuß fanden beyde in den drey engen Kreisen, welche Natur, Liebe und Geschäftigkeit um sie gezogen hatten, und aus welchen die Langeweile, die Mörderin des häuslichen Glücks, verbannt war. Doch hatten sie deshalb mit dem guten Berlin sich nicht überworfen; sie fuhren gern bisweilen dahin, wenn der große Künstler Iffland ein neues Kunstwerk beseelte oder sonst ein fröhlicher Wintertag sie lockte.

Bey einem dieser kurzen Besuche fanden sie zu ihrem größten Erstaunen Eduard und Agnesen, die eben angekommen waren, um sich in Berlin unhäuslich niederzulassen. Wie es zugegangen, daß die hochziehende Feuerkugel ihres poetischen Glücks endlich geplatzt war, und einen prosaischen Steinregen herabgeschleudert hatte, das konnten sie selbst nicht begreifen; aber Agnese hatte sich schon längst gestanden, daß ihr Mann doch nicht eigentlich ein Gott sey, und Eduard hatte schon längst die Bemerkung gemacht, daß die Nase seiner Frau zu groß wäre. Da Eins vor dem Andern sich schämte, das kühl gewordene Herz aufzudecken, so spielten sie ihre Rollen so lange fort, bis Langeweile und Ueberdruß ihnen mit Gewalt das Bekenntniß entrissen, die gequälte Brust dadurch erleichterten und sie noch einmal mit gleichem Willen beseelten. Sie zogen nach Berlin, wo Eduard anfangs, nach alter Weise, durch sein Kunstgeschwätz sich auszuzeichnen hoffte; allein diese Mode war unterdessen dort untergegangen, und wo noch eine solche Schellenkappe klingelte, da horchte Niemand mehr hin. Da nun Bewunderung der Thoren die einzige Nahrung dieser Thorheit gewesen war, und nicht einmal seine Frau ihn mehr bewundern wollte, so entstand dadurch eine Leere

im Kopf und Herzen, die ihn zur Verzweiflung brachte. Er wurde ein Spieler. Agneſe ging von der poetiſchen Myſtik zu der religiöſen über, und beſuchte Bülows Grab, weil ſie Swedenborgs Grab nicht beſuchen konnte.

* * *

Tauſend Anſichten des Lebens gehn an uns vorüber, viele derſelben halten wir einen Augenblick feſt, aber keine feſſelt uns wirklich, bis wir der Jugend den Tribut gezollt, und in reiferen Jahren das Rechte, das Wahre ſtehen bleibt. Doch wer in der Jugend ſich der Freude nicht offen hingiebt, ſondern dann ſchon, wenn auch ihm unbewußt, eine Rolle ſpielt, der wählt ſeine Lebensweiſe nach dieſer Rolle, ohne zu bedenken, daß ſie früher als das Leben ausgeſpielt ſeyn wird. Anfangs hält ein gewiſſer Stolz ihn feſt dabey, er dünkt ſich beſſer als andere Menſchen, und lebt erträglich, ſo lange er ſich von andern bewundert glaubt. Wenn aber die Leute ſich nicht mehr um ihn bekümmern, und wenn nur Er ſelbſt immer ſich bewundern muß, ſo ſchreitet, wie Moliere's ſteinener Gaſt, die Langeweile herein. Der zu entfliehen, wählt er einen andern Weg, aber oft zu ſpät. Er bringt die

Unbefangenheit der Jugend nicht mehr mit in die Welt, daher haben auch die Freuden der Jugend keinen Reiz mehr für ihn. Er will sie nun durch andere ersetzen, und hat von Glück zu sagen, wenn er nur albern, nicht schlecht wird.

Wer hingegen, wie Gustav und Emma, ohne vornehmes Nasenrümpfen der Jugend und der Welt mit offenem Sinn genießt, und nichts besonderes vorstellen, den Geschmack nicht beherrschen, nicht verhöhnen mag, dem bahnt ein freundlicher Lebenspfad sich nach und nach von selbst. Und wenn er in die Einsamkeit entweicht, so findet er da nicht mehr noch weniger als er zu finden hofft: kein Gebilde der Phantasie, und darum nicht verschwindend, wenn diese aufhört zu träumen. Da er nicht aus Stolz noch Eitelkeit die Welt verlassen, so bleibt er auch gern mit ihr in zwar lockern, doch angenehmen Verhältnissen. Sie muß ihm dann und wann gewürzte Speisen liefern, doch immer kehrt er zu Milch und Früchten gern zurück.

Zweyfache

Zweyfache Reise nach Amerika der beyden russischen Seeofficiere Chrostoff und Dawidoff,

geschrieben von dem Letztern.

Das ist der Titel eines sehr interessanten Werkes, von welchem vor wenigen Monaten der erste Theil in russischer Sprache erschienen. Eine Vorrede — von einem der besten russischen Schriftsteller, dem Herrn Admiral Schischkoff — beschreibt die abentheuerlichen Schicksale der beyden kraftvollen, jungen Männer, und erzählt die Veranlassung zu ihrer kecken Unternehmung. Diese Vorrede ist es, die ich hier im Auszuge liefere. Sie wird sonder Zweifel das deutsche Publikum auf das Werk selbst aufmerksam machen, mit dessen interessantesten Bruchstücken ich vielleicht künftig die Leser unterhalten werde.

Der Druck dieser Reise wurde angefangen, als beyde Officiere noch lebten, doch leider war das zweyte Kapitel noch nicht einmahl beendigt.

als ein unglücklicher Zufall beyde in Ein Grab stürzte.

Chrostoff war 34 Jahr alt, der Sohn eines Etatsrathes, im Seecadetten-Corps erzogen. Zuerst diente er gegen die Schweden als Gardemarin. Schon in seinem vierzehnten Jahre hatte er zwey heftigen Schlachten beygewohnt und eine goldene Verdienstmedaille empfangen. Nach dem mit Schweden 1791 geschlossenen Frieden wurde er Officier. In den Jahren 1795 — 98 befand er sich auf den Escadren, welche sich damahls mit der englischen Seemacht gegen die Franzosen vereinten. Bey der englischen Expedition gegen die holländische Flotte waren auch zwey russische Schiffe und Chrostoff als Lieutenant auf Einem derselben. Beyde geriethen auf den Grund. In diesem Augenblicke, den Tod vor Augen habend, schrieb er an einen Freund: „Unsere Lage ist „unerträglich. Wir sitzen auf dem Grunde und „alle Schiffe segeln uns vorbey. Die schöne Hoff„nung, Miteroberer der holländischen Flotte zu „werden, verschwindet. Wir fluchen über unsern „Lootsen, der ohnehin schon halb todt vor Schre„cken ist. Ein englisches Schiff, Amerika, ist „gleichfalls auf den Grund gesegelt und das lin„dert unsern Schmerz ein wenig. Es ist freylich

„nicht recht, sich über Andrer Unglück zu freuen,
„wir möchten aber doch zu entschuldigen seyn,
„denn nun werden wenigstens die Engländer nicht
„sagen dürfen, nur ein russisches Schiff sey auf
„die Sandbank gerathen. Vielleicht wird auch
„Admiral Mitchel nicht wagen, ohne diese beyden
„Schiffe eine Schlacht zu liefern; indessen gewin-
„nen wir Zeit uns wieder flott zu machen, und
„kommen noch früh genug, um den Ruhm zu
„theilen."

In der That gelang es auch durch unbeschreib-
liche Anstrengung das Schiff zu retten, wobey
Chrostoff außerordentlich thätig war. Am
andern Morgen stand es schlachtfertig in der Linie.
Diese einzige Anekdote möge beweisen, wie mu-
thig der Jüngling nach Ruhm strebte.

Nach seiner Zurückkunft ins Vaterland mußte
er länger als ein Jahr auf dem Lande zubrin-
gen und erwartete mit großer Ungeduld eine
Gelegenheit sich auszuzeichnen. Eine unbegrenzte
Liebe zu seinen Eltern hielt allein jener Ruhm-
begier das Gleichgewicht. Sein Vater hatte
durch einen zwanzigjährigen Proceß sein ganzes
Vermögen verloren und befand sich mit zahlrei-
cher Familie in einer bedauernswerthen Lage.

Rasch faßt der Sohn einen Entschluß, den er niemanden mittheilt. Er wirft sich dem Kaiser zu Füßen und bittet für seine arme Aeltern. Der Monarch befiehlt ihm aufzustehn, sich zu beruhigen und schickt ihm ein Geschenk von tausend Rubeln. Er schlägt es ehrerbietig aus. Ich kann von meinem Gehalt leben, sagt er; nur meine Aeltern sind es, für die ich bitte, die durch einen langwierigen Proceß Alles eingebüßt haben. Der Kaiser läßt sich die Sache unterlegen, befiehlt ihm das Geschenk zu behalten und giebt seinem Vater eine jährliche Pension von tausend Rubel. Der glückliche Sohn meldet seinen Aeltern die frohe Nachricht, und fügt dem Briefe an seine Mutter noch die tausend Rubel bey, die er selbst empfangen hatte.

Bald nachher wurde auch sein Wunsch nach Thätigkeit befriedigt. Der Kammerherr Resanoff, Eines der angesehensten Mitglieder der amerikanischen Compagnie, (derselbe, der nachher als Gesandter mit Krusenstern in Japan war) kannte ihn persönlich, hatte auch viel von seinem Muth und von seiner Geschicklichkeit gehört; daher that er ihm den Vorschlag, zu Lande nach Ochotsk, und von da, auf Schiffen der Compagnie, nach Amerika zu gehn. Mit Freuden nahm er diesen

Vorschlag an, und erbat sich nur noch eine Frist von fünf Tagen, um zu seinen Aeltern aufs Land zu reisen und Abschied von ihnen zu nehmen. An demselben Tage trifft er von ungefähr den Midschipman Dawidoff, einen jungen aber sehr braven Officier, der, als er von Chrostoffs Unternehmen hört, große Lust bekommt mit zu reisen, obgleich er kaum 18 Jahre zählte. Dem ältern Freunde gefällt diese Entschlossenheit, er bringt den Jüngling zu Resanoff, und auch Dawidoff wird für den Dienst der amerikanischen Compagnie engagirt.

Die Trennung von seinen Eltern war für Chrostoff äußerst schmerzlich, besonders die von seiner Mutter, die ihn sehr zärtlich liebte. Er verbarg seine Angst hinter erkünstelter Fröhlichkeit, als er sich aber endlich aus ihren Armen losgerissen hatte und der Wagen fortrollte, fiel er bewußtlos nieder. Dann erst erleichterte ein Thränenstrom sein Herz.

Beyde Freunde gingen nun nach Amerika. Ihre erste Reise ist in diesem Buche enthalten. Nach zwey Jahren kamen sie zurück. Sie hatten sich wacker herum getummelt, der amerikanischen Compagnie große Vortheile verschafft, für

Digitized by Google

sich selbst aber nichts erworben. Um Schätze zu sammeln, waren sie nicht ausgezogen. Alles, was sie zurückbrachten, konnten sie auf ihren Schultern forttragen. An Gelde hatte Chrostoff 800 Rubel erspart, die er seiner Mutter aufdringen wollte, allein sie nahm sie nicht an.

Die Aeltern beyder Freunde wünschten jetzt, daß ihre Söhne den Dienst der Compagnie verlassen und wieder zur Flotte übertreten möchten; allein die Compagnie hatte sie nun kennen gelernt, schätzte beyde hoch, und that ihnen zum zweytenmale den Vorschlag zu einer ähnlichen Reise, diesmal mit verdoppeltem Gehalt, 4000 Rubel jährlich. Nach einer Bedenkzeit von einigen Monaten entschlossen sie sich dazu; doch empfand Chrostoff diesmal eine Unruhe, die er nicht verbergen konnte. Einige Tage vor der Abreise brachte er seiner Mutter abermals das Ersparte und ein Papier, welches die Aeltern mit Erstaunen und Rührung lasen. Es enthielt ein Versprechen der Compagnie, den beyden Alten jährlich die Hälfte von Chrostoffs Gehalt, nämlich 2000 Rubel, auszuzahlen.

„Unsertwegen willst du dich aufopfern!“ schluchzte die Mutter und wollte das Papier zer-

reissen. Er bat sie knieend und weinend, ihm diese Freude, diese Beruhigung nicht zu rauben. Sein Leben, sagte er, habe nur Werth für ihn, wenn es seinen Eltern nützlich sey. Diese Begebenheit, die leider einem Romane ähnlich sieht, ist Gott sey Dank die reine Wahrheit. Um seinen Aeltern ein bequemes Auskommen zu verschaffen, wagte der kindlich-fromme Jüngling zum zweytenmal die gefahrvolle Reise. Am 14ten May 1804 trat er mit seinem Gefährten sie an.

Der Kammerherr Resanoff war indessen mit dem Weltumsegler Krusenstern nach Japan abgereist. Chrostoff und Dawidoff gingen wiederum zu Lande nach Ochotsk, bestiegen dort das Schiff Maria und segelten nach Amerika. Ein Leck zwang sie in Peter-Pauls Hafen einzulaufen, wo sie, der spätern Jahreszeit halber, überwintern mußten. Im folgenden Jahre kehrte Resanoff aus Japan von seiner mißlungenen Expedition zurück und übernahm das Commando der Maria. Unter ihm besuchten die beyden Freunde die Inseln St. Paul, Unalaschka und Codiack, zuletzt die Insel Sitka. Resanoff, der sich von den Japanesern beleidigt glaubte, schmiedete hier Pläne der Rache und wollte diesem Volke Ehrfurcht vor der russischen Flagge einflößen.

Digitized by Google

Durch Gewalt sollten die Japaner fühlen, daß es besser sey mit den Russen in Frieden als in Feindschaft zu leben; durch Gewalt wollte er sie zu einm Handelstraktakte zwingen. Während seines Aufenthalts in Japan war ihm verrathen worden, daß das Volk in großer Gährung gegen seine Priester begriffen sey. Er hoffte, durch eine geringe Unterstützung dem Volke das Uebergewicht zu geben, und auf diese Hoffnung gründete er folgenden Plan.

Unweit Japan liegt eine fruchtbare Insel, Sachalin, deren Urbewohner (die Aino's) eine von den Japanern sehr verschiedene Menschenrace sind. (Man sehe Krusensterns Reise, wo die Aino's als eine der liebenswürdigsten Völkerschaften beschrieben werden.) Vor ungefähr 60 Jahren schickten die Russen eine Colonie dorthin, man weiß aber nicht was aus ihr geworden ist. Die Japaner eroberten die Insel, ließen sich dort nieder und behandelten die Einwohner als Sklaven. Dieser Insel wollte Resanoff sich bemächtigen, die Japaner vertreiben, alle ihre Niederlassungen verwüsten, alles mitnehmen, was fortzubringen sey, das übrige verbrennen oder den Aino's schenken. Dann wollte er silberne Medaillen vertheilen, die Sachaliner unter seinen

Schutz nehmen und sie für russische Unterthanen erklären. Ueberdies sollten einige Japaner mit ihrem Priester gefangen nach Ochotsk geführt und dort aufs beste behandelt werden. Diese, meinte er, würden — wenn man sie nach Jahr und Tag in ihr Vaterland zurück brächte — viel Gutes von den Russen erzählen, und so wärs das Vertrauen der Japaner gewonnen.

Von der Ausführbarkeit eines so unreifen Planes völlig überzeugt, befahl er zwey Schiffe zu dieser Expedition auszurüsten, und schrieb an Chrostoff und Dawidoff folgendes:

„Schon durch Ihre erste Reise nach Ame„rika habe ich Sie als entschlossene Männer ken„nen lernen. Ihre baldige Zurückkunft bewies „Ihre Geschicklichkeit, und Ihre abermalige Be„reitwilligkeit zu einer zweyten Reise bezeugt, „von welchen Empfindungen Sie beseelt werden, „und wie groß die Liebe zu Ihrem Vaterlande „ist. Die Zeit, in der ich selbst Ihr Reisegefährte „war, wird mir unvergeßlich seyn. Und nun — „da ich im Begriff stehe, eine wichtige Expedition „zu unternehmen, welche dieses Land in einen „blühenden Zustand versetzen soll — nun fühle „ich erst ganz, welchen Schatz ich in Ihnen be-

„ſitze. Wir brauchen zwey bewaffnete Schiffe, „welche zu erbauen ich bereits befohlen habe. „Sie, meine Freunde, die jeden Augenblick bereit „ſind für das allgemeine Wohl ſich aufzuopfern, „bitte ich, das Commando dieſer Schiffe zu über„nehmen und den Bau derſelben unter Ihrer „Aufſicht zu beſchleunigen. Ich hoffe, er werde „im April vollendet ſeyn und wir im May un„ſere Reiſe antreten können. Ich weiß, daß Vie„les uns mangeln wird, aber wenn wurde je „eine große That ohne Schwierigkeiten vollbracht? „Dieſe werden unſern Muth nicht ſchwächen, „hingegen unſern Ruhm vermehren. Noch ſcheint „mir unnöthig, Ihnen meinen Entwurf umſtänd„lich darzulegen, allein es ſoll zu rechter Zeit „geſchehn. Die Güte der Schiffe betreffend, „verlaſſe ich mich auf die Geſchicklichkeit des „Baumeiſters, was aber die Reiſe anlangt, da „vertraue ich gänzlich Ihren Einſichten und Er„fahrung. Mit Ungeduld erwarte ich den Au„genblick, in dem ich Ihre Thaten bewundern „werde. Mit vereinten Kräften wollen wir zur „Ausführung des großen Unternehmens ſchrei„ten, und der Welt zeigen, was eine Hand voll „muthiger Ruſſen zu vollbringen im Stande iſt.“

Reſanoff.

Nach getroffenen Vorbereitungen fertigte er auch, in Gegenwart der beyden Freunde, einen Rapport an den Kaiser und an den Commerzminister, Grafen Romanzoff, ab, in welchem er die, von der Expedition zu erwartenden Vortheile schilderte, und hinzufügte: er würde dergleichen nie unternommen haben, wenn er nicht zum Glück den Lieutenant Chrostoff unter seinem Commando hätte, einen der thätigsten, geschicktesten und tapfersten Officiere.

Während das Eine Schiff gebaut wurde, ergab sich eine Gelegenheit, das Andere zu kaufen, von einem amerikanischen Schiffer, Namens Wulf. Es hieß Juno und sollte von Chrostoff befehligt werden. Das andere, neuerbaute bekam Dawidoff, es wurde Vielleicht genannt.

Bis zum 25. Februar 1806 blieben sie auf der Insel Sitka. Es herrschte dort ein schrecklicher Brodmangel, welchem abzuhelfen Resanoff sich auf der Juno einschiffte und nach Californien ging. Die Reise währte einige Monate. Er wurde von den Spaniern sehr wohl empfangen und kam am 9. Juny mit einer großen Ladung Getraide zurück, wodurch der Hungersnoth auf Sita ein Ende gemacht wurde.

Digitized by Google

Am 25. July begab er sich aufs neue mit beyden Schiffen in See, um der Ausführung des Unternehmens beyzuwohnen. Aber nach einigen Tagen änderte er plötzlich seinen Vorsatz; man weiß nicht warum. „Ich habe sehr gewünscht," sagte er, „dem Kaiser Ihre Thaten „als Augenzeuge erzählen zu können; allein ich „muß nach Petersburg. Daher befehle ich dem „Midschipman Dawidoff, nach Sachalin und „Matmay zu segeln und dort in der Aniwabay „oder im Kanal von La Peyrouse die Juno abzuwarten. Der Lieutenant Chrostoff soll mich „nach Ochotsk bringen und dann sogleich zurückkehren, worauf Sie mit vereinten Kräften „meine Instruction befolgen werden." Diese Instruction — deren Hauptinhalt der schon oben mitgetheilte Brief geliefert hat — übergab er an Chrostoff und wünschte ihm Glück zur Ausführung. Die sämmtliche Schiffsmannschaft mußte schwören, daß sie die ganze Sache geheim halten wolle.

Die Schiffe trennten sich nun. Resanoff kam glücklich nach Ochotsk, stieg ans Land, und befahl Chrostoff, jeden Augenblick zur Abreise bereit zu seyn. Aber unter dem Vorwand, seiner Instruction noch einen Zusatz beyzufügen, forderte

Digitized by Google

er ihm diese wieder ab und ohne allen Argwohn wurde sie ihm ausgeliefert. Nach einiger Zeit erhielt Chrostoff sie zurück. Er las den Zusatz — staunte und eilte an's Land, um sich mündlich Erläuterungen auszubitten; aber Resanoff war schon abgereist!

Der Zusatz lautete wie folgt: „Der schad„hafte Fockmast, der hier in Ochotsk nicht re„parirt werden kann, nöthigt Sie, wieder nach „Amerika zu gehen. Die Zeit, in der Sie mit „dem Vielleicht sich vereinigen sollten, ist „vorüber, und jenes Schiff muß, seiner Vor„schrift gemäß, ohnehin schon nach Amerika ge„gangen seyn. Auch ist dort, durch Ihre Abwe„senheit, ein Mangel an Menschen entstanden, „die im Nothfall den Hafen vertheidigen könnten. „Mit einem Wort: ich halte für nöthig, meine „vorige Instruction zu vernichten, und befehle „ihnen jetzt, nach Amerika zu segeln. Sollte „aber der Wind Sie zwingen, doch die Aniwa„bay zu besuchen, und wenn es ohne Zeitver„lust geschehen könnte; so suchen Sie das Ver„trauen der Sachaliner durch Geschenke und „Medaillen zu gewinnen, und die eigentliche La„ge der Japaner auf dieser Insel zu erforschen. „Ich denke, auch das wird Ihnen Ehre ge-

„nug bringen; doch muß die Rückkehr nach „Amerika stets Ihr erstes Ziel bleiben. Sollten „Sie dem Vielleicht begegnen, so theilen „Sie ihm diese Vorschrift mit. Wenn übrigens „auf Ihrer Reise etwas vorfällt, was sich jetzt „nicht voraussehen läßt, so handeln Sie zum „Vortheil der Compagnie. In Erfüllung mei„ner letzten Instruction vertraue ich Ihrer Ge„schicklichkeit und Erfahrung. Ich bedaure sehr, „daß Ihr Mast hier nicht umgetauscht werden „kann, und daß mehrere Gründe mich nöthigen, „den Plan zu ändern. Den 24. September 1806. „Resanoff."

Man denke sich Chrostoffs Erstaunen und Verwirrung bey diesem doppelsinnigen Zusatze. Wie sollte er sich das erklären? wie sich vor Fehlern hüten? — nicht ein Wort von seinem veränderten Entschluß hatte Resanoff ihm gesagt. Er widerrief seine Instruction und schickte sie ihm doch zurück. Warum? Doch wohl um darnach zu handeln? — Konnte er sie auch widerrufen, da sie dem Kaiser einmahl unterlegt war? — Gegenbefehle hatte er nicht erhalten — er handelte ganz nach eignem Gutdünken — er schob auch eigentlich nur die Expedition auf, wegen des schadhaften Mastes, und, weil er die Gegen-

Digitized by Google

wart der Schiffe in Amerika für nothwendig hielt. Er sagt nicht, daß er Gründe gefunden, die Vortheile derselben zu bezweifeln, vielmehr befiehlt er, wenn die Zeit es erlaube, doch nach Aniwabay zu gehn, u. s. w.

Natürlich mußte Chrostoff in der peinigendsten Ungewißheit bleiben, was er nun eigentlich zu thun habe. Eine, für die Krone so wichtige und bereits so kostbare Expedition sollte wegen eines schadhaften Mastes aufgegeben werden? — Das zweyte Schiff erwartete ihn, konnte verlohren gehen oder von den Japanern genommen werden. Der Zusatz befiehlt nach Amerika zu gehn, befiehlt aber auch nach Japan zu gehn, vernichtet die erste Instruction und muntert doch zu deren Ausführung auf durch die Worte: das al„lein werde ihm schon Ehre genug bringen." Hieß das nicht so viel: die Ausführung des Ganzen würde ihm noch weit mehr Ehre gebracht haben? — Am Schluß bedauerte er diesen Befehl geben zu müssen, und giebt deutlich zu verstehen, daß er es nicht gethan haben würde, wenn nur im Hafen von Ochotsk ein anderer Mast zu haben wäre.

Freylich würde bey allen diesen Zweydeutigkeiten

keiten ein Anderer als Chroſtoff ſich wohl gehüthet haben, ſein Leben in Gefahr zu ſetzen, da er ſich, im Fall er zur Verantwortung gezogen würde, immer durch den Zuſatz rechtfertigen konnte; er aber überlegte: „die Expe„dition iſt dadurch nicht aufgehoben, nur „aufgeſchoben, und dieſer Aufſchub kann „ſehr ſchädlich werden, kann den Verluſt des „Schiffes Vielleicht nach ſich ziehen. Warum „iſt ſie aufgehoben? bloß um des Maſtes willen. „Es iſt klar, daß Reſanoff die Expedition wünſcht, „aber an deren Ausführbarkeit jetzt nicht glaubt; „folglich iſt meine Pflicht, ſeine Erwartung zu „übertreffen.“ Aus dieſem Geſichtspuncte die Sache anſehend, lichtete Chroſtoff die Anker und ſegelte nach Japan. Dort fand er ſeinen Gefährten nicht mehr, allein auch dieß neue Hinderniß ſetzte ſeinem Unternehmungsgeiſte keine Schranken. Er landete und führte einen Theil der Inſtruction allein aus, nähmlich er eroberte die Japaniſchen Magazine und belud ſein Schiff mit Korn, worauf er nach Kamtſchatka ging, hoffend, daß er den Vielleicht im Peter-Pauls Hafen antreffen werde. Dieſe Hoffnung täuſchte ihn auch nicht. Krankheiten und der üble Zuſtand des Schiffes hatten Dawidoff genöthiget, ſeinen Poſten zu verlaſſen. Jetzt mußten beyde hier überwintern.

Im

Im folgenden Jahre 1807 war das Eis noch nicht aufgegangen, als sie schon sich mit Gewalt einen Weg aus dem Hafen bahnten, um das angefangene Werk zu vollenden. Wie sie nach der Aniwabay gekommen, und wie Alles, ihrer Instruction gemäß, vollbracht worden, wird in der Reisebeschreibung erzählt. Mit einer reichen Ladung von Getraide segelten sie nach Ochotsk, gesonnen, von dort aus der Regierung Bericht abzustatten, mehrere der amerikanischen Compagnie zugehörige Sachen einzuladen, und dann den letzten Theil der Instruction zu erfüllen, nähmlich nach Amerika zu gehn.

Mit dem frohen Bewußtseyn, ihre Pflicht gethan zu haben, landeten sie zu Ochotsk, mit Freude und Jubel hofften sie empfangen zu werden, aber ein ganz anderes Schicksal erwartete sie.

Resanoff war auf seiner Reise krank geworden und in Krasnojarsk gestorben. Der damahlige Befehlshaber vom Ochotskischen Hafen, Flottcapitain Buchorin — der bald nachher auf das Klaggeschrey des ganzen Landes abgesetzt wurde — bildete sich ein, die beyden Schiffe wären mit Gold und Silber geladen. Unter dem Vorwand, die Expedition sey ohne

Befehl unternommen, belegte er sie mit Arrest und ließ den Lieutenant Chrostoff sammt seinem Gefährten Dawidoff ins Gefängniß werfen. Man nahm ihnen Alles, man beraubte sie sogar ihrer Kleider, und behandelte sie einen ganzen Monath hindurch mit der größten, von Tage zu Tage steigenden Unmenschlichkeit. Sie waren von einander getrennt, konnten nicht einmahl ihr Elend durch gegenseitige Klagen erleichtern, und sahen in diesem feuchten, schmutzigen Kerker den Hungertod vor Augen.

In dieser schrecklichen Lage blieb ihnen keine andere Rettung als die Flucht. Allein wie sollten sie die zahlreiche Wache täuschen? wie ohne Geld, ohne Nahrungsmittel sich hinaus in die Wüste wagen? denn der nächste Ort, Jakutsk, war tausend Werst (150 deutsche Meilen) entfernt. — Ihr Schutzgeist wachte. Durch ihr gefälliges Betragen hatten sie die Liebe aller Einwohner gewonnen und sogar ihre Wache wurde durch ihre unverdienten Leiden gerührt. Sie fanden Gelegenheit, sich einander mitzutheilen, und, während ein Mann, der ihres gleichen war, sie mit der unmenschlichsten Grausamkeit unterdrückte, nahmen sich rohe aber gute Menschen ihrer an. Die nächtliche Flucht wurde

verabredet. Freylich waren beyde in dem ungesunden Kerker kränklich geworden und durch Hunger entkräftet, aber sie wollten lieber in Freyheit sterben als hier lebendig verwesen. Die bestimmte Nacht brach herein. Jeder ließ in seinem Gefängniß eine Schrift zurück, erklärend: die Wache sey durch Opium betäubt worden. Unbeschreiblich war die Freude des Wiedersehens, als sie fesselos einander in die Arme sanken. Gutmüthige Einwohner von Ochotsk hatten sie mit zwey Flinten und Zwieback versehen. Sie traten sogleich ihre Wanderschaft an; da sie aber befürchten mußten, verfolgt zu werden, so nahmen sie den Weg durch Wälder und Moräste, welche nie zuvor ein menschlicher Fuß betreten hatte.

Anfangs schien es, die Halbkranken würden solche Beschwerden unmöglich ertragen können. Sie ermatteten so sehr, daß sie sich bereits eine Höhle zum Grabe suchten. Doch reine Luft und tägliche Bewegung — beydes hatten sie zwey Monathe lang entbehren müssen — wirkten, bey ihrer Jugend, so heilsam, daß sie sich ermannen konnten und muthig vorwärts drangen. Es ist nicht angegeben, wie lange sie auf dieser schrecklichen Flucht zubrachten. Ihre Nahrungsmittel gingen bald zu Ende, sie geriethen in den klag-

lichsten Zustand. Fast verhungert, krank und zerlumpt kamen sie doch endlich nach Kakutsk. Ein Befehl, sie zu arretiren, war von Ochotsk ihnen schon vorausgegangen. Dieser Befehl enthielt unter andern die merkwürdigen Worte: man solle untersuchen, ob sie Gold bey sich führten. Buchar in dürstete nach Gold, selbst in einem Lande, wo ein Stück Brod für weit kostbarer gehalten wird.

Der Commandant von Jakutsk ließ die Flüchtlinge verhaften. Doch nun erfuhr es der General-Gouverneur und sandte Befehl, sie nach Irkutsk zu senden. Auch bis nach Petersburg war der Ruf dieser Begebenheit gedrungen; der Minister schrieb, man solle die beyden Officiere nirgends anhalten, und so erreichten sie endlich nach einer vierjährigen Abwesenheit die Residenz 1808.

Kaum hatten sie hier drey Monathe von den ausgestandenen Beschwerden geruhet, als der General Buxhöwden, der die Armee in Finnland commandirte, ihre Zurückkunft erfuhr, und weil er schon früher von ihrem Muthe und ihrer Geschicklichkeit gehört hatte, sich diese beyden Officiere nahmentlich vom Seeminister ausbath. Sie waren augenblicklich zur Vertheidigung ihres

Vaterlandes bereit. Drey Tage nach ihrer Ankunft bey der Armee wurden ihnen zwanzig Kanonenböte anvertraut, mit welchen sie am 18. August bey der Insel Sudzolo dem Feinde ein hitziges Gefecht lieferten und ihn besiegten. Chrostoff brachte dem Grafen Burhöwden den Bericht von diesem Gefecht, in welchem er laut der officiellen Relation so tapfer gefochten. Der Graf empfand eine sehr lebhafte Freude darüber, und da sie eben an einer Wache vorüber gingen, welche dem General die Honneurs abgab, sagte er, auf Chrostoff zeigend: „Nicht mir, sondern dem Sieger.“ Er begab sich selbst ans Ufer zu den Böten, wo das ganze Schiffsvolk ihm jauchzend bekräftigte, daß allein Chrostoff den Sieg errungen habe. Viermahl war der junge Held in diesem Gefechte dem Tode nahe, denn vier Böte wurden unter ihm zerschmettert.

Noch zweymahl in diesem Feldzuge pflückte er Lorbern in zwey ähnlichen Gefechten, am 6. September bey der Insel Palvo und am 19. bey der Insel Tevsalo; wo der Vice-Admiral Mesajedoff ihm den Ruhm unglaublicher Tapferkeit beylegte. In allen diesen Gefahren war Dawidoff unzertrennlich von ihm, zeichnete sich aus und wurde leicht verwundet. Im Anfange

des Winters begaben sich beyde nach Petersburg, dort die Belohnung ihrer Thaten hoffend. Aber das unerforschliche Schicksal wollte es anders.

Jener amerikanische Schiffer Wulff, von welchem sie auf der Insel Sitka die Juno gekauft und mit dem sie eine herzliche Freundschaft errichtet hatten, kam am 4. October 1809 nach Petersburg, und, da er gleich am andern Morgen wieder abreisen mußte, so bath er seine alten Freunde, den Abend bey ihm zuzubringen. Er wohnte auf Wasiliostrow, bekanntlich eine Insel, die durch eine Schiffbrücke mit den übrigen Theilen der Stadt verbunden ist. Man trennte sich spät. Als Chrostoff und Dawidoff auf die Brücke kamen, fanden sie ein Joch derselben abgelöst, um eine Barke durchzuführen. Der Raum zwischen der Barke und der Brücke schien ihnen nicht groß. Ungeduldig ihren Weg fortzusetzen, wollten sie auf die Barke und von da wieder auf die andere Seite der Brücke springen — aber der Sprung mißlang — beyde fielen in die Newa und ertranken. Die stürmischsten, klippenreichsten Meere hatten sie muthig befahren, hundertmahl in Schlachten dem Tode getrotzt, allen Stürmen, Klippen und Geschossen waren sie glücklich entgangen, mitten in den sibi-

rischen Wäldern hatten sie ihr Leben gefristet, und mußten nun mitten in der Hauptstadt, von einem fröhlichen Gelage heimkehrend, den Tod finden. Ihre Körper wurden vergebens gesucht. Den Schmerz ihrer Eltern und Freunde beschreibt keine Feder.

Der Selbstbeschauer.

Der Herr Doctor Garlieb Merkel in Rigá schreibt eine politische Zeitung aus verschiedenen anderen Zeitungen ab und nennt sie den Zuschauer. Seit dem Anfange dieses Jahres verbindet er auch damit eine Zeitung für Litteratur und Kunst, die er eigentlich den Selbstbeschauer nennen sollte. Der bey weitem größte Theil derselben besteht aus kleinen Nachrichten, welche das Morgenblatt und die elegante Zeitung geliefert haben; das Wenige, auf eigenem Sandboden gewachsene, ist eine immerwährende Selbstbeschauung, ein ewiges vor dem Spiegel stehn, um sich selbst anzugrinsen. Würdigt er dann und wann irgend einen berühmten Mann, einen Seitenblick auf ihn zu werfen, so ist es natürlich nur ein schielender Blick, weil er sich keine Zeit vom Spiegel abmüßigen kann. Er guckt immer dazwischen wieder hinein, und so kommt es denn, daß sein geliebtes Ich neben jedem berühmten

Manne herwandelt, wie ein kleines Gespenst, und, auf den Zehen trippelnd, an ihm hinauf sieht, um etwa eine Warze in seinem Gesichte zu erkennen. Hat es die gefunden, oder auch nur vermuthet, dann wird gekrähet aus Leibeskräften, dann wird mit den lahmen Flügeln geschlagen und sich eingebildet, die ganze Welt vernehme es mit Bewunderung, weil der Hahn sehr hoch auf einem — Düngerhaufen steht.

Ich zweifle nicht, daß es den Leser belustigen werde, ein Viertelstündchen zuzusehen, wie der Mann Gesichter vor seinem Spiegel schneidet. — Eine Hauptmerkwürdigkeit ist dem Herrn Doctor gewöhnlich die Gestalt des Gelehrten, über den er etwas von sich geben will. Hier einige Beyspiele.

Den seligen Nicolai lernte der Herr Doctor nicht etwa im Jahre 1798 oder 1800 kennen, sondern 1799, welches ein sehr merkwürdiger Umstand ist, denn der künftige Biograph des Herrn Doctors kann daraus den Schluß ziehen, daß derselbe 1799 in Berlin gewesen, und die Nachwelt wird sich sehr freuen, etwas so wichtiges zu erfahren. — „Nicolai war „ein langer, magerer, in seinem Benehmen

„linkische Greis, mit matten Augen in einem ern„sten und doch unbedeutenden Gesichte.“ Er mißfiel mir, sagt der Herr Doctor.

Den Dichter Gleim wollte er lange nicht kennen lernen, endlich entschloß er sich doch dazu aus Gefälligkeit für Herders Gattinn, und fand einen Mann „mit etwas gekrümmtem Nacken, „trüben Augen und starken Gesichtszügen.“ — Den Dichter Weisse kennen zu lernen, konnte der Herr Doctor sich lange nicht entschließen, aber man fragte ihn so oft, ob er ihn noch nicht gesehen hätte? daß er doch endlich hinging. Da fand er denn „einen corpulenten Mann mit ei„nem vollen, nichtssagenden Gesichte, in einer „eleganten Perücke und einem seidnen Schlaf„rocke, aus dessen Aermeln lange, steife Man„schetten hervorragten.“ Ob jedoch der Schlafrock wirklich von Seide gewesen, kann der Herr Doctor nicht ganz gewiß behaupten. —

Den Kammerherrn von Suhm besuchte er in Coppenhagen, und zwar nicht etwa Nachmittags, wie sein künftiger Biograph vielleicht fälschlich vermuthen möchte, sondern Vormittags zu einer sonst nicht gebräuchlichen Stunde, wodurch denn auch dieser wichtige Umstand in

dem Leben des Herrn Doctors völlig ins Reine gebracht wird. Er fand in Suhm einen Mann von kleiner Gestalt. — Lafontaine sah „gut„muthig aus und war sehr corpulent.“ Mich dünkt, der Herr Doctor sollte bey der Gestalt der Schriftsteller, die er mit seinen Besuchen beehrt hat, bey ihren Perücken und Schlafröcken nicht so lange verweilen, aus Furcht, daß es einmahl Jemanden einfallen könnte, auch des Herrn Doctors Gestalt zu beschreiben. Doch möge er aussehen wie er wolle. Laßt uns vernehmen, wie er in wenigen Zeilen die Verdienste der genannten Männer und noch einiger Anderer abfertigt. Zwar mischt er hier und da auch etwas Süßes in seine Krönchen, aber es ist nur Meerzwiebelhonig.

Nicolai's Unterhaltung war trocken, weitschweifig und dem Herrn Doctor besonders auch deßhalb unangenehm, „weil er gewaltig zu sprudeln pflegte.“ (Auch diesen wichtigen Umstand hat der Beobachter nicht übersehn, nur vielleicht an sich selbst noch nicht bemerkt, daß Er in der Litteratur gewaltig sprudelt und dadurch jedem rechtlichen Manne höchst unangenehm wird.) Nicolai's besten Werken soll der Hauch des Genie's fehlen, der allein Unvergängliches schaffe.

Digitized by Google

In Gleim sah der Herr Doctor nur noch „den Verfasser gewisser Verseleyen und gewisser „Briefe voll übersüßer Freundschaftlichkeit."

„In Weisse's Lust- und Trauerspielen krän„keln alle Leidenschaften und selbst der Witz an „Engbrüstigkeit. In seinen kritischen Abhand„lungen, die weder tief noch weitgreifend sind, „tritt er so vorsichtig und manierlich auf, daß es „fast bänglich ist, seinem Schleichen zuzusehen, „u. s. w." (Nun muß man dem Herrn Doctor die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er weder vorsichtig noch manierlich auftritt und daher auch Niemanden bänglich dabey zu Muthe wird. Uebrigens ist das Wort bänglich nicht sehr gebräuchlich. Als Einer meiner Freunde sah, daß der Herr Doctor Garlieb Merkel sich dessen bedient habe, so meinte er, es komme her von Bengel, das ist aber falsch, denn da müßte es mit einem e und nicht mit einem ä geschrieben werden.) Engel hat in einem vertrauten Gespräche dem Herrn Doctor zu verstehen gegeben, Weisse sey versteckt und hämisch. Auch das läßt der Herr Doctor zur Freude von Weisse's nachgelassener Familie drucken.

Ueber den dänischen Geschichtschreiber Suhm

spöttelt er, daß er sich herausnehme, einen Roman zu schreiben und dabey in alten Manuscripten und Büchern zu blättern. — Lafontain's Romane nennt er hingebrudelte Bücher. — Jean Paul ist ihm ein Kanarienweibchen, das täglich zu Neste trägt, aber kein lebensfähiges Ey zu legen vermag, weil das Hähnchen fehlt, das Kunsttalent. — Kotzebue, ein Schriftsteller, dessen dramatisches Talent verdorrt ist, der eine lächerliche Geschichte von Preußen geschrieben hat und weniger weiß als ein Tertianer. — Heeren ist ein Mann, der sich Recensionen in der Göttingischen gelehrten Zeitung abbetteln läßt. — Vierlers ist ein Mann, der sie abbettelt. — Der Geheimerath Delbrück in Berlin wird ein Buch schreiben, über dessen Ankündigung der Herr Doctor sich lustig macht und hinzufügt: wenn der erste Theil fertig sey, werde der Verfasser, von der Glorie desselben umglänzt, eine Reise antreten. (Also auch Bücher, die noch geschrieben werden sollen, tritt der Herr Doctor bereits in den Staub, den er selbst zuvor den Leuten in die Augen geworfen.) — Von dem, was 2000 jetzt lebende Pariser Schriftsteller geschrieben haben, wird die Nachwelt schwerlich viel erfahren. — Engel hatte glänzende Ta-

Digitized by Google

lente, aber kein Genie. — Ueber Böttinger spöttelt der Herr Doctor bey jeder Gelegenheit. Er soll Herdern, durch immer neue Aufreizungen, immer höher gegen Kant erbittert haben. — Der deutsche Merkur soll unter seiner Redaction aufgehört haben: (er existirt aber noch) das Journal London und Paris soll oft ins Stocken gerathen und in vielen Gegenden ganz vergessen seyn; (es existirt aber noch) eine, von Böttinger beschriebene, antike Stutierlampe soll der Mühe, sie zu beschreiben, nicht verlohnt haben u. s. w. — Man habe so viel davon geredet, daß der berühmte Schröder das hamburger Theater wieder übernommen; das sey auch nur eine Kleinigkeit, von der man zu viel Aufhebens mache. — Die ganze norddeutsche Literatur hat eine hippocratische Gesichtsgestalt. —

So haut der Herr Doctor ohne Gnade links und rechts um sich herum, freylich nur in der Luft, aber diese Luft riecht sehr übel. Bisweilen ist es komisch zu sehn, wenn er mit vornehmen Lächeln die Angriffe der Rutheni a zurück weiset, einer in Riga erscheinenden Monathschrift; oder wenn er jedem Aufsatze, den sie enthält, irgend etwas anhängen möchte, wobey er denn

zuweilen selbst, aus lauter Begierde, die Leute über den Haufen zu rennen, ein wenig stolpert. So hatte z. B. Herr Albers in einem Epigramm gesagt: die Kunsthenne habe gegackelt — zeigt her, was ist's? ein leeres Ey. Sogleich besteigt der Herr Doctor den kritischen Leibstuhl, und läßt sich folgendergestalt vernehmen: „Aber es „werden nie leere Eyer gelegt. Wird Herr A. „denn niemahls lernen, daß jedem Einfall, jeder „Vergleichung, um wirklich witzig zu seyn, eine „Wahrheit zum Grunde liegen muß?" — Hätte der gelehrte Herr Doctor doch lieber seine Köchin befragt! sie würde ihm geantwortet haben: Allerdings, mein werther Herr Doctor, werden, auch außer ihrer Zeitung, leere Eyer gelegt, und zwar recht viele, man nennt sie Windeyer; sie enthalten keine Dotter. — Es mag immerhin verzeihlich seyn, daß ein so gelehrter Mann, indem er selbst Windeyer legt, gerade nicht weiß, daß auch Hennen deren legen; aber es ist unverzeihlich, wenn er sich das Ansehen gibt, Alles zu wissen, und gerade seinen Tadel auf die Unwissenheit gründet. Doch das kümmert ihn wenig. Dixit: Er ist ein Philosophus, der die minima non curat. Er hat keine Zeit zu denken oder zu fragen, er muß ja schreiben, abschreiben. Er selbst charakterisirt seine Zeitung in

Nr. 6. S. 24 folgendergestalt: „Ich weiß in „meinem Alter nichts besseres anzufangen, als „aus guten und schlechten Zeitungen wahre und „falsche Anecdoten zusammen zu schaben und sie „in die Druckerey zu schicken."

Vor allen Dingen Anecdoten, die berühmten Männern etwa wehe thun können; denn fremder Ruhm blendet ihn, wie der Sonnenstrahl einen Kakerlaken, er blinzelt und schimpft auf die Sonne. Oft kennt er den Mann nicht einmahl, den er begeifert, aber genug, das Verbrechen, berühmt zu seyn, lastet auf ihm, folglich muß er hinauf auf das literarische Schaffot, wo Herr Merkel seine Guillotine in steter Bewegung erhält. Er gleicht dem athenienfischen Bürger, den, beym Ostracismus, Aristides fragte: warum er dessen Nahmen auf die Scherbe schreibe? ob er ihn kenne? — „Nein," war die Antwort; „aber es ärgert mich, daß der „Mann so berühmt ist."

Nun noch einige von den wichtigen Lebensumständen des Herrn Doctors, welche wir, zu unserer großen Erbauung, aus dessen Zeitung für Literatur und Kunst erfahren. In wie weit sie Literatur und Kunst interessiren, möge der Leser beurtheilen.

Digitized by Google

1799 war, wie schon gesagt, der Herr Doctor in Berlin, aber auch in demselben Jahre scheint er in Hamburg gewesen zu seyn, denn dorthin, schrieben an ihn der Satyrendichter Falk und ein Prediger Pramer aus Berlin. Der Erstere hatte in seinem Taschenbuche die Berliner Charité angegriffen, der Letztere es gut geheißen. Dagegen war der bekannte Gelehrte, Biester, aufgestanden, und einem so furchtbaren Gegner glaubten beyde sich nicht gewachsen. Was konnten sie Besseres thun, als sich an den Herrn Doctor wenden, der Jedermann gewachsen ist, und dem sie nun bathen, ihre Sache zu führen. Er kannte die Charité nicht, wie er selbst gesteht, aber er führte die Sache doch, und natürlich mußte nun alles schweigen. Die Charité wurde verbessert, weil Er, der sie nicht kannte, geschrieben hatte; Falk bekam für sein nächstes Taschenbuch 100 Ducaten mehr Honorar, die er dem Herrn Doctor verdankte, und der Prediger erhielt eine bessere Pfarre, gleichfalls durch die Feder des Herrn Doctors. (Da steht er leibhaftig vor dem Spiegel, der Selbstbeschauer. In Berlin weiß von alle dem Niemand ein Wort.)

Im Jahre 1797 wurde dem Herrn Doctor

der Sommer in Weimar verdorben, durch eine Reihe von betrübenden Nachrichten aus — Da entschloß er sich schnell und kräftig, alle Bekümmerniſſe abzuschütteln und zu Fuße den Harz zu durchwandern, wobey bemerkt werden muß, daß er nur einen Bedienten mitnahm, der sein Felleisen trug, und dieses Felleisen war klein. In Halberstadt führte ihn Gleim in den umliegenden Gärten und Gegenden herum. Einige Wochen nachher ging der Herr Doctor nach Coppenhagen. Gleim ersuchte ihn, von dort aus ihm zu schreiben, der Herr Doctor that es aber nicht, hingegen schrieb Gleim ihm zuerst, welches man ja nicht übersehen wolle.

In Coppenhagen stand der Herr Doctor gleichfalls in großem Ansehn, denn er durfte den Kammerherrn von Suhm des Morgens zu einer nicht gebräuchlichen Stunde besuchen.

Mit Jean Paul lebte er einen Sommer hindurch in Weimar — (Schade, daß er die Jahrszahl nicht angeführt hat) und machte eine kleine Reise mit ihm nach Gotha, bey welcher Jean Paul oft aus den Wagen stieg, um — des Herrn Doctors unterrichtende Gespräche hinter dem Wagen aufzuschreiben. (Nun sieht man

doch, woher Jean Paul seine guten Einfälle genommen hat; die sind dem Herrn Doctor so im Reisewagen entschlüpft.)

Auf einer Reise, die ihn durch Halle führte, — (in welchem Jahre, ist leider wieder nicht angegeben) — besuchte er Lafontaine und fragte ihn, warum er seine Werke nicht feile? worauf dieser, nach einigem Stocken, gestand, daß er selten wieder durchlese, was er geschrieben.

Im Winter des Jahres 1800 — 1801 war der Herr Doctor verstimmt (wie er sich ausdrückt) weil er sich den literarischen Unfug so sehr zu Herzen nahm, und deßhalb Briefe an ein Frauenzimmer schrieb. — Das erzählt der Herr Doctor, ohne dabey zu erinnern, daß diese Briefe an ein Frauenzimmer eine kleine periodische Schrift waren, welches ich hiermit anmerke, weil sie längst vergessen ist, und der Leser leicht fälschlich vermuthen könnte, der Herr Doctor spreche von einer Liebesgeschichte. Wer etwa damahls mit jenen Briefen unzufrieden war, kann sich nun erklären, warum sie nichts taugten: der Herr Doctor war verstimmt, als er sie schrieb; so verstimmt — daß er zuweilen in

drey Tagen Niemanden sah, als die Bothen der Buchhändler und Buchdrucker, die ihm neue Bücher und Correcturen brachten. (Ein äußerst wichtiger Umstand.) Abends aber ging er zu Engel, und zwar betrug der Weg fast eine halbe Stunde. (Wiederum eine Bemerkung von größter Wichtigkeit, denn welchen hohen Genuß würden die russischen Ostseeprovinzen entbehrt haben, wenn sie nicht erfahren hätten, daß der Herr Doctor Garlieb Merkel im Winter 1800—1801 sich täglich eine halbe Stunde auf dem Berliner Straßenpflaster herum bewegt hat.)

Wenn er nun zu Engel kam, so sah er anfangs noch immer verdrießlich aus, aber sein jovialer Wirth zog ihn damit auf, und so wurde er lustig, blieb bis Mitternacht und — ihm verdanken wir den Lorenz Stark von Engel. Er hat Engel überredet, diesen trefflichen Roman aufzuschreiben, und erzählt uns das „mit „einigem Stolze." — Wenn das wahr ist, (Engel kann freylich nicht mehr darum befragt werden) so ist doch auffallend, daß ein Mann, der gewöhnlich am unrechten Orte sehr vielen Stolz zeigt, gerade dieß einzige Mahl, wo es sehr verzeihlich gewesen wäre, nur einigen Stolz empfindet.

Digitized by Google

Das, ungefähr, sind die äußerst interessanten biographischen Notizen, die der Herr Doctor in den ersten 18 Nummern seiner Zeitung der Lesewelt mitzutheilen beliebt. Es ist keine darunter, die ihn nicht vor dem Spiegel als freundlichen Selbstbeschauer zeigte. Er fühlte seinen Werth und ist überzeugt, daß nicht allein Alles, was er thut und sagt, sondern auch sein Bedienter, sein Felleisen, sein halbstündiges Wandeln auf der Straße u. s. w., jedem Leser die anziehendste Unterhaltung gewährt. In einem Buche, welches er ankündigt, Charaktere und Ansichten, werden wir künftig wohl noch mehr dergleichen, ihm schmeichelhafte und Andere verhöhnende Persönlichkeiten zu lesen bekommen.

Daß er vor kurzem eine Ausforderung an den Herrn Professor Heeren ergehen lassen, ist bekannt. Dieser humane Mann hat auf die Zusendung des Cartells einen höflichen Brief geantwortet, und natürlich mußte auch dieser Brief sogleich abgedruckt werden. — Eben dieß Zartgefühl, welches ihn treibt, Alles abdrucken zu lassen, was auch nur ein Körnchen Weihrauch für ihn enthält, würde höchst wahrscheinlich ihn auch vermocht haben, uns einen anonymen

Brief zum Besten zu geben, dessen er in Nr. 7 erwähnt, der aber vermuthlich nie geschrieben und mit dem es folgende Bewandtniß haben mag: Trotz aller der kleinen, interessanten Bosheit, mit welcher der Herr Doctor seine Zeitung zu würzen strebt, findet sie doch sehr wenige Leser, trägt folglich sehr wenig ein. Natürlich wünscht er seinen gerechten Unwillen über die Kälte des Publicums mit guter Manier auslassen, und ihm (wie man im burlesken Styl zu sagen pflegt) unter die Nase reiben zu können, welchen Schatz es eigentlich an dieser Zeitung besitze. Das konnte nicht füglicher geschehen, als wenn er einen anonymen Brief an sich schreiben ließ. Mein Gott! ruft er aus, der Brief enthält zu viele Lobsprüche, ich kann ihn nicht abdrucken lassen. Aber schon in der nächsten Zeile reut ihn diese Bescheidenheit, und er liefert die Quintessenz jener Lobsprüche: „Sie „sagen, ich gäbe den Gelehrten Liflands durch „dieses Blatt Gelegenheit, das Publikum über „wissenschaftliche Gegenstände zu unterhalten — „mein Blatt werde zur Befriedigung des Be„dürfnisses beytragen, den Fortschritten der „Wissenschaften und Künste in Europa wenig„stens historisch folgen zu können — aber (hinc „illae lacrimae!) gibt es wirklich mehr als

„etwa ein halbes hundert Individuen in Liefland, „die ein solches Bedürfniß fühlen? Ich glaub's „nicht."

Das heißt: meine Zeitung hat sehr geringen Absatz. Daraus, mein werther Herr Doctor, folgt ja aber noch gar nicht, daß kaum 50 Individuen in Liefland sich um die Fortschritte der Wissenschaften und Künste bekümmern. Es kann ja deren wohl noch 50 andere und mehr geben, die das Morgenblatt halten, aus dem Sie Ihre Zeitung abschreiben, welches nicht theurer ist als diese, und dem Wißbegierigen wenigstens zweymahl mehr Befriedigung gewährt. Wer Ihre Streitigkeiten mit den Herausgebern der Ruthenia, oder Ihre bis zum Ekel wiederholten Sticheleyen auf den verhaßten Kotzebue nicht lesen mag; wen Ihre Recensionen von Ortwins Dichterweihe, Kammerers Vergangenheit und Gegenwart, Bronners Leben u. s. w. nicht interessiren; wer um die Witterungsbeobachtungen, die einen großen Theil jedes Blattes füllen, sich nicht bekümmert; der wäre doch wohl ein Thor, wenn er nicht lieber das Morgenblatt hielte, welches so mannigfaltige, vergnügende und lehrreiche Unterhaltung darbiethet.

Aber es ist in der That der Mühe werth,

Digitized by Google

den Selbstbeschauer vor seinem Spiegel sagen zu hören: „In Augenblicken des erhöhtern Selbst„gefühles (das heißt: In meinem ganzen Leben) „denke ich mit Stolz daran, daß eine solche Un„ternehmung (nähmlich meine abgeschriebene Zei„tung) mit den erhabenen Absichten unserer „weise- menschenfreundlichen Regierung überein„stimmt. (!) In demüthigeren Stimmungen „hingegen (das heißt: nie) befriediget es mich „schon, daß dieses Blatt vielleicht die erwähn„ten Funfzig unter den Lesern und mich selbst, „wider eine gewisse kurzathmende Lebensweisheit „bewahren helfe, die ich durchaus nicht die lief„ländische nennen will, sondern die fajakische." Im Grunde zielt er aber doch auf Liefland und erinnert dabey an das Gebeth:

Laß Garten, Feld und Heerden,
Den Geist nur nicht, sonst Alles fetter werden!

Das mögen die braven Liefländer hinnehmen, warum kaufen sie seine Zeitung nicht.

Es ekelt mir, bey diesem Selbstbeschauer noch länger den Zuschauer zu spielen. Man sagt, es sey ein Schauspiel für Göt-

Digitized by Google

ter, zwey Liebende zu sehen. Das mag wohl seyn; aber nur einen Liebenden zu sehn, und zumahl einen, der bloß sich selbst liebt, das kann nicht einmahl ein interessantes Schauspiel für seine Frau seyn.

(Die Fortsetzung künftig.)

Digitized by Google

Gespräch zwischen Franklin und dem Podagra.

(Dieser kleine Aufsatz hat ein doppeltes Interesse, denn erstens hat Franklin ihn selbst, und zwar in französischer Sprache, während seines Aufenthalts in Paris, geschrieben; zweytens erfährt man daraus die tägliche Lebensweise dieses merkwürdigen Mannes.)

Franklin.

O! — o! — o! — Lieber Gott, was habe ich verbrochen, daß ich so leiden muß! —

Das Podagra. Mancherley. Du hast zu viel gegessen, zu viel getrunken und deine Beine verhätschelt.

Franklin. Wer spricht mit mir?

Das Podagra. Ich selbst, das Podagra.

Digitized by Google

Franklin. Mein Feind in eigner Person?

Das Podagra. Dein Feind? ganz und gar nicht.

Franklin. Mein Todfeind! Denn du willst nicht bloß meinen Körper zerstören, sondern auch meinen guten Ruf vernichten, indem du zu verstehen gibst, ich wäre ein Leckermaul, ein Trunkenbold; und doch wissen alle meine Bekannten, daß ich nie zu viel gegessen oder getrunken habe.

Das Podagra. Deine Bekannten mögen immerhin ein Auge zudrücken, wenn sie über dich urtheilen, ich aber weiß, daß eine Mahlzeit, die für denjenigen, der sich viel Bewegung macht, sehr mäßig ist, doch für einen andern, der immer stille sitzt, sehr unmäßig seyn kann.

Franklin. Ich mache — o! o! — mir so viel Bewegung — o! o! o! als ich nur immer kann, meine werthe Madame Podagra. Sie kennen meine sitzende Lebensart, und ich dächte, meine theure Madame Podagra, Sie könnten mir deßhalb schon ein wenig durch die Finger sehn, da es doch nicht ganz meine Schuld ist.

Digitized by Google

Das Podagra. Durch die Finger sehn? ganz und gar nicht. Spare deine höfliche Beredsamkeit, denn deine Entschuldigungen taugen nichts. Ist deine Lebensart sitzend, so sollten deine Erholungen um so thätiger seyn. Du solltest spazieren reiten oder zu Fuße gehn, und bey schlechtem Wetter Billard spielen. — Aber laß uns doch ein wenig deine Lebensweise untersuchen. Wenn die Morgen lang sind und du Zeit genug hättest herum zu spazieren, was thust du? statt durch eine heilsame Bewegung dir Appetit zum Frühstück zu holen, liesest du oder blätterst in Broschüren und Zeitungen, die oft der Mühe nicht verlohnen. Dennoch frühstückst du reichlich. Vier Tassen Thee mit Rahm mußt du haben, und noch ein paar Zwiebacke oder Butterschnitten dabey, mit geräuchertem Rindfleisch belegt, das doch wohl eben nicht gar leicht zu verdauen ist. Gleich nachher setzest du dich an deinen Schreibtisch, oder du redest mit Leuten, die in Geschäften kommen. Das dauert bis 1 Uhr Nachmittags ohne die mindeste körperliche Bewegung. Alles das wollte ich dir noch verzeihen, weil, wie du sagst, es nun einmahl mit deinem Stande verknüpft ist. Aber nach dem Mittagsessen, was thust du? — statt in den schönen Gärten deiner Freunde, bey welchen du gespeist hast, spazieren

zu gehn, wie alle vernünftige Leute thun, setzest du dich ans Schachbrett und da kann man dich zwey bis drey Stunden hintereinander finden. Das ist deine ewige Erholung, die, für einen Menschen von sitzender Lebensart, gerade am wenigsten geeignet ist, denn statt den Umlauf der flüssigen Theile zu beschleunigen, erfordert dieses Spiel eine so angestrengte Aufmerksamkeit, daß sie gerade dadurch verzögert wird. Die innerlichen Absonderungen werden gehemmt. — Was folgt nun aus einer solchen verkehrten Lebensart? ein Körper mit stockenden Säften, die sich verderben; ein Körper, dem alle Gattungen der gefährlichsten Krankheiten drohen würden, wenn ich, das Podagra, nicht bisweilen zu Hülfe käme, Alles durcheinander schüttelte, reinigte und zertheilte.

Wenn du in irgend einer kleinen Winkelstraße von Paris zu speisen pflegtest, so mögte das verdammte Schachspielen noch hingehen; aber du treibst es ja eben so in Passy, Auteuil, Montmache, Epinay und Sancy, wo die schönsten Gärten, die reizendsten Damen, die reinste Luft gefunden werden, und wo du, ganz gemächlich spazierend, die angenehmste, lehrreichste Unterhaltung genießen könntest. Pfuy, Monsieur Frank-

lin! — Aber ich vergesse ganz über mein Predigen die Züchtigungen, die ich dir noch zu geben habe. Da! nimm diesen Stich — und diesen — und noch Einen —

Franklin. O! — o! o! — meine vortreffliche Madame Podagra, so viele Predigten als Ihnen beliebt! aber verschonen Sie mich nur mit Ihren Züchtigungen.

Das Podagra. Mit nichten! ich erlasse dir nicht eine einzige. Sie sind zu deinem Besten. Da! — nimm!

Franklin. O! — o! Sie thun mir aber Unrecht, meine Allergnädigste! ich mache mir doch wirklich viel Bewegung im Wagen, wenn ich ausfahre und wieder nach Hause komme.

Das Podagra. Ja doch! in einem Wagen, der in Federn hängt. Das ist unter allen nur erfinnlichen Bewegungen die aller unbedeutendste. Man darf nur den Grad der Wärme bemerken, den die verschiedenen Gattungen der Bewegung hervorbringen, so kann man die Wirkung einer jeden sehr leicht beurtheilen. Wenn du zum Beyspiel im Winter mit kalten Füßen

ausgehst, so werden, wenn du eine Stunde gegangen bist, sowohl deine Füße als dein ganzer Körper erwärmt seyn. Zu Pferde kannst du vier Stunden herum trottiren, ehe du dieselbe Wirkung hervorbringst. Und nun vollends in einem Wagen, der bequem in Federn hängt, kannst du einen ganzen Tag reisen und wenn du Abends in die Herberge kömmst, werden deine Füße noch immer eiskalt seyn. Wie magst du denn das Bewegung nennen, wenn du eine halbe Stunde ausgefahren bist? — Der liebe Gott hat nicht allen Menschen Kutschen gegeben, wohl aber zwey Beine, die weit bequemere und dienstfertigere Maschinen sind. Dafür sey dankbar und bediene dich der Deinigen wie sichs gebührt. — Willst du wissen, wie sie die Flüssigkeiten in deinem Körper herumtreiben, während du sie gemächlich wechselsweise voreinander setzest? — Im Gehen wird das ganze Gewicht deines Körpers bald auf das rechte, bald auf das linke Bein geworfen; das drückt mit großer Kraft die Gefäße des Fußes, die das, was sie enthalten, zurückfluthen, und während das Gewicht dem Einen Fuße abgenommen, dem andern wieder aufgelegt wird, haben die Gefäße Zeit sich wieder anzufüllen, und das geht immer so fort. So wird der Blutumlauf durch das Gehen beschleunigt, die Flüssigkeiten

Digitized by Google

werden bewegt, verdünnt, die Absonderungen erleichtert und Alles geht gut. Die Wangen färben sich, man ist gesund.

Betrachte einmahl deine Freundin zu Anteuil, eine Frau, die von der Natur mehr wahre Weisheit empfangen hat, als ein halbes Dutzend sogenannter Philosophen zusammen genommen aus ihren Büchern schöpfen mögen. Als sie dir die Ehre anthat, dich zu besuchen, kam sie nicht zu Fuße? Vom Morgen bis zum Abend spaziert sie herum, und alle Krankheiten, die aus Trägheit entstehen, läßt sie ihren Pferden. Aber sieh auch, wie sie ihre Gesundheit und selbst ihre Schönheit erhält. Du hingegen, wenn du nach Anteuil willst, so muß angespannt werden. Es ist doch um keinen Schritt weiter von Passy nach Anteuil als von Anteuil nach Passy.

Franklin. Madame, Sie machen mir Langeweile durch ihr vieles raisonniren.

Das Podogra. Wohlan, so will ich schweigen und mein Amt verwalten. Da! — noch ein Stich — und wieder Einer —

Franklin. O! — o! — reden Sie lieber, ich bitte.

Das

Das Podagra. Nein, nein, ich habe dir in dieser Nacht noch eine gewisse Anzahl von Stichen zu versetzen, die übrigen verspare ich auf morgen.

Franklin. Lieber Gott! — nun gar das Fieber! — o! — o! — Will mir denn Niemand diese Schmerzen abnehmen?

Das Podagra. Das mußt du deine Pferde fragen. Sie haben dich der Mühe zu gehen überhoben.

Franklin. Wie können Sie so grausam seyn, mich um einer Lumperey willen so zu quälen?

Das Podagra. Lumperey? — ich habe eine lange Liste von allen deinen Sünden, und kann dir Rechenschaft von jedem meiner Stiche geben.

Franklin. So lassen Sie hören.

Das Podagra. Sie ist zu lang. Ich werde dir nur die Summe anzeigen.

Franklin. Ich bin ganz Ohr.

Das Podagra. Erinnere dich, wie oft du dir vorgenommen hast: morgen früh will ich im Gehölz von Boulogne oder im Garten von Muete spazieren gehn, oder doch in meinem eigenen Garten. Wenn nun der Morgen kam, da war das Wetter entweder zu kalt, oder zu warm, zu windig oder zu feucht; im Grunde warst du immer nur zu faul.

Franklin. Ich will bekennen: das ist vielleicht zehnmal im Jahre geschehen.

Das Podagra. Viel zu wenig. Hundert und sieben und neunzigmahl ist es geschehen.

Franklin. Wäre es möglich?

Das Podagra. Sehr möglich, denn es ist gewiß. Du kennst die schönen Gärten der Madame B.? Du kennst die herrliche Treppe von 50 Stufen, die von der Terrasse in die Ebene führt? Zweymahl in der Woche hast du jene liebenswürdige Familie besucht. Du selbst hast ausfindig gemacht, daß, wenn man eine Meile lang Treppen steigt, das eben so viel Bewegung giebt, als ob man zehn Meilen in einer Ebene gegangen wäre. Da hattest du nun die schönste

Gelegenheit, aber haſt du ſie denn benutzt? Wie oft?

Franklin. Darauf kann ich gerade nicht beſtimmt antworten.

Das Podagra. So will ich es thun an deiner Statt. Nicht ein einzigesmahl.

Franklin. Das wäre?

Das Podagra. Auf mein Wort, nicht ein einzigesmahl. Während des ſchönen verfloſſenen Sommers biſt du immer um 6 Uhr hingekommen, haſt die reizende Frau, die ſchönen Kinder und alle Hausfreunde bereit gefunden, dich auf dem Spaziergange zu begleiten und auf das angenehmſte zu unterhalten. Aber was haſt du denn gethan? Dich hingeſetzt auf die Terraſſe, die ſchöne Ausſicht gelobt, den reizenden Garten zu deinen Füßen überſchaut, aber nicht ein einzigesmahl dieſe Füße in Bewegung geſetzt, um hinabzuſteigen, herum zu wandeln. Im Gegentheil, du haſt Thee und ein Schachbrett verlangt, und dich bis 9 Uhr an den Stuhl geklebt, und das noch oben drein, nachdem du ſchon zwey Stunden nach dem Mittagseſſen geſpielt hatteſt.

Wärst du dann nur noch zu Fuße heimgegangen, so möchtest du manches wieder in Ordnung gebracht haben; aber nein, der Wagen mußte vorfahren. Wie kann man, bey solcher Lebensart, gesund zu seyn verlangen?

Franklin. Jetzt überzeuge ich mich abermahls von der Richtigkeit des Sprüchleins: unserer Sünden und unserer Schulden sind immer mehr als wir glauben.

Das Podagra. Ja ja, ihr Philosophen habt immer schöne Maximen im Munde, ihr führt euch aber auf wie unwissende Schulknaben.

Franklin. Aber ist es denn ein Verbrechen zu fahren?

Das Podagra. Für dich allerdings, denn du kannst nicht einwenden, daß du von der Arbeit des Tages ermüdet seyst; du bedarfst zu deiner Erleichterung keines Wagens.

Franklin. Was soll ich denn mit meinen Wagen anfangen?

Das Podagra. Verbrenne ihn, wenn du

willst, so wirst du wenigstens Einmahl durch ihn erwärmt werden. Oder, wenn dir das nicht ansteht — betrachte die armen Bauern in den Feldern und Weinbergen bey Auteuil, Passy, Chaillot u. s. w. Da findest du täglich vier oder fünf alte Männer oder Frauen, die unter der Last der Arbeit und Jahre seufzen, und, nach saurem Tagewerk, noch Eine oder zwey Meilen bis zu ihrer Hütte gehen müssen. Befiehl deinem Kutscher, daß er sie aufpacke und nach Hause bringe. Das wäre ein gutes Werk zum Heil deiner Seele, und — wenn du selber zu Fuße gehst — auch zum Heil deines Körpers.

Franklin. Madame, sie sind in der That sehr langweilig.

Das Podagra. Wohlan, frisch wieder an mein Handwerk. Du sollst wissen, daß ich dein Arzt bin. Da! —

Franklin. O! — o! — welch ein verdammter Arzt!

Das Podagra. Undankbarer! wärst du nicht schon längst an der Gicht, an der Wassersucht, am Schlage gestorben, wenn ich mich deiner nicht erbarmt hätte?

Digitized by Google

Franklin. Ja ja, das kann seyn, und ich bin Ihnen recht sehr dafür verbunden; aber wenn ich bitten darf — verlassen Sie mich nun für immer, denn es kommt mir vor, als wäre es besser zu sterben, als so schmerzhaft geheilt zu werden. Bedenken Sie auch, daß ich Ihnen gleichfalls manche Freundschaft erzeigt habe, indem ich es nie billigte, wenn man Sie bekämpfen wollte, es mochten Aerzte oder Charlatans seyn. Folglich, wenn Sie mich nicht verlassen, so sind auch Sie eine Undankbare.

Das Podagra. Ich glaube nicht, daß ich dir große Verbindlichkeiten schuldig bin. Ich frage den Henker nach den Charlatans! sie können dich umbringen, aber mir nicht schaden. Und was die wahren Aerzte betrifft, die sind endlich überzeugt von der Wahrheit: daß Podagra keine Krankheit ist, sondern ein wahres Heilmittel, und daß man ein Heilmittel nicht heilen muß. — Doch gehen wir wieder an unsere Arbeit.

Franklin. O! — haben Sie die Güte sich zu entfernen. Ich verspreche Ihnen treulich daß ich künftig nicht mehr Schach spielen, mäßig leben und mir täglich Bewegung machen will.

Digitized by Google

Das Podagra. Ich kenne dich schon. Mit Versprechungen bist du freygebig; hast du aber dich einige Monate lang wieder gesund gefühlt, so treibst du es wieder nach dem Alten. Darum wollen wir unsere Rechnung erst ordentlich schließen. Ich werde dich noch ein Weilchen bearbeiten und dann für dießmal verlassen. Sey aber sicher, daß ich zu rechter Zeit mich wieder einfinden werde, denn ich bin und bleibe dir jederzeit gewogen.

Digitized by Google

Das Testament.

In Frankreich lebte einst ein alter Hagestolz, eben so reich als geizig, der konnte keinen einzigen Bedienten in seinen Diensten behalten; denn er forderte nicht allein eine untadelhafte Treue, sondern auch die seltene Gabe zu hungern. Hingegen versprach er, in der Zukunft für Sie zu sorgen, nur wußte niemand wie? Indessen meldeten sich doch, durch diese Hoffnung gelockt, alle herrenlose Diener, Einer nach dem Andern, konnten es aber nicht aushalten und gingen Einer nach dem Andern eben so schnell wieder davon.

Der Geizhals begriff endlich, das er sich selbst werde bedienen müssen, wenn er nicht einen andern Weg einschlage. Er machte ein Testament in welchem er demjenigen Bedienten, der ihm die Augen zudrücken würde, nicht allein eine Summe baaren Geldes, sondern auch

ein Landgut versprach. Kaum wurde bekannt, daß der Geizhals nach seinem Tode so freygebig seyn werde, als die Bedienten von allen Seiten herzuströmten, und sich auch endlich einer fand der, in Hoffnung einer bessern Zukunft, Hunger und Durst heldenmüthig ertrug. Ob er es lange würde ausgehalten haben, ist zu bezweifeln, denn er war bereits ein Skelett, als, zu seinem Glücke, schon nach den ersten sechs Monaten, der alte Geizhals starb.

Die lachenden Erben eilten herbey. Die Erbschaft war unermeßlich, dennoch fanden die Habgierigen es sehr ärgerlich, daß dem abgezehrten Bedienten ein so ansehnliches Legat hinterlassen worden. Einer der Herren Vettern wollte das Testament sehen, es wurde ihm überreicht und als er die Worte las: Ich schenke und vermache demjenigen Bedienten, der mir die Augen zudrücken wird ꝛc., rief er plötzlich schadenfroh: „Die Schenkung ist null und nichtig! —

„Wie, mein Herr?“ stammelte der erschrockene Bediente.

„Null und nichtig!“ wiederholte Jener,

„Mein Oheim war einäugig, folglich habt Ihr ihm die Augen nicht zudrücken können.“

Vergebens stellte der Bediente vor, der Wohlselige habe unter diesem Ausdruck nichts anders verstanden als seinen Tod, folglich das Legat demjenigen zugedacht, der bis an seinen Tod bey ihm bleiben würde. Der Herr Vetter hingegen behauptete, der Wohlselige habe sehr gut gewußt, daß er einäugig sey, und sich folglich bloß einen Spaß gemacht, indem er das Legat an eine, unmöglich zu erfüllende, Bedingung gebunden.

Die Sache wurde in allem Ernst klagbar und die ganze Provinz interessirte sich für den armen Bedienten, der natürlich den Proceß gewann, obgleich die Erben die Unverschämtheit so weit trieben, an das Parlament von Paris zu appelliren.

Folgende, gleichfalls wahre, Anekdote mag zum Seitenstück dienen. Lord F. war ein eben so reicher und geiziger Hagestolz als jener Einäugige. Er lebte sehr einsam auf dem Lande und hatte Niemanden um sich, als einen alten französischen Kammerdiener, der ihn seit fünfzig Jahren bediente, und in dessen Armen er auch end-

lich seinen Geist aufgab, doch ohne ein Testament zu dessen Vortheil zu hinterlassen.

Der nächste Erbe, den der Verstorbene nie hatte sehen wollen, war ein armer Edelmann in Schottland, dem der Kammerdiener sogleich eine Staffette sandte, mit der willkommenen Einladung, die Erbschaft in Besitz zu nehmen. Er kam mit funkelnden Augen. Der Greis legte ihm die genaueste Rechnung von den Einkünften des Gutes ab, welches er lange Zeit verwaltet hatte, und am Ende dieser Rechnung überreichte er ihm noch 90000 Pfund Sterling in Banknoten, die er in der Schatule seines seligen Herrn gefunden hatte. Er allein wußte um diesen gesammelten Schatz.

Der Erbe, ohne das mindeste Erstaunen über diese rechtschaffene Handlung zu äußern, durchlief das Taschenbuch mit gierigen Blicken und sagte weiter nichts als: „Ist das Alles?"

Da rollten dem braven Franzosen — er hieß Furant — die Thränen über die Wangen. Ihr sollt nicht unbelohnt bleiben," sagte der Erbe und blätterte so lange unter den Banknoten, bis er eine von zehn Pfund fand, die gab er ihm und schickte ihn fort.

Digitized by Google

Der ehrliche Mann starb nachher zu London im Elend. Der berühmte Linguet erfuhr diese Begebenheit von dessen Arzte, machte sie öffentlich bekannt und warf dabey die Frage auf: „Worüber man am meisten erstaunen müsse? „über die Redlichkeit des Bedienten? oder die „Undankbarkeit des Erben?" Er meint, die Griechen und Römer hätten oft Namen verewigt, die es weit weniger verdient hätten als der Name Turant — und er hat recht.

Digitized by Google

Der tragbare Barometer.

Vor hundert Jahren gab ein Arzt zu London, Nämens Parker, eine Monatsschrift heraus, betitelt: „Neue Nachrichten von Wind und Wet„ter, in welchen ein tragbarer Barometer anzeigt, „von welcher Seite Wind, Wolken und Regen „kommen werden, und ob die Witterung heiter „oder bedeckt, feucht oder trocken seyn wird.“ Der Verfasser erklärte zwar: er habe seine Erfahrungen noch nicht lange genug gesammelt, indessen sey er doch schon so weit gekommen, daß er einen Monat oder 6 Wochen voraus bestimmen könne, welcher Wind an jedem Tage in London wehen werde. Höchstens könne er sich unter zehnmahlen zweymahl irren. „Denn,“ fügte er hinzu, „mein Barometer lehrt mich nicht allein, „wann Regen und Wind, Gewitter, Frost „oder Schnee kommen werden, sondern auch

„wie sie entstehen, und mit der Zeit werden „noch ganz andere Dinge durch dasselbe ans Ta„geslicht kommen.“ Er ließ auch eine Beschreibung dieses wunderbaren Barometers drucken, und ein Bewohner der Gegend von London versicherte, daß, wenn man unter zehn Prophezeyhungen ihm die Erfüllung von zweyen erließe, die übrigen so ziemlich eintrafen. Man hat aber seitdem nichts weiter davon vernommen.

Digitized by Google

Ein Wörtchen über das Trauerspiel.

Dieses Wörtchen, aus dem wohl einmahl gelegentlich ein ganzes Wort entspringen möchte, ist durch das Lesen einer Recension von Schlegels Vergleichung der Phädra des Racine mit der des Euripides veranlaßt worden, wo denn, wie gewöhnlich, die Neuern gegen die Alten, nicht bloß im Schatten, sondern in ägyptischer Finsterniß stehen. Alles Zufällige, alles Willkührliche soll ein für alle Mahl aus den Trauerspielen der Alten verbannt seyn. Unter uns „wollte es noch Niemanden gelingen, „die ewige Nothwendigkeit auszumitteln, von „der durchdrungen sich alle die einzelnen Be„gebenheiten zu einer innerlich verbundenen Reihe „ordnen und Ein Ganzes bilden. Dazu ist „erforderlich, daß die Auswahl und Verknü„pfung der Begebenheiten einer Idee unterge„ordnet werde, in dieser Idee ist die wahre „Einheit der Tragödie zu suchen," und die

Griechen hatten sie gefunden in — dem Schicksal.

Und was ist denn dieses Schicksal? — Wenn wir's beym Lichte besehen, eine oft nicht minder willkührliche Verkettung der Begebenheiten, als irgend ein Neuer sie sich erlaubt haben mag; eine oft unbestreitbare Herrschaft des Zufalls. Solche ketzerische Gedanken darf man wohl nicht ohne Beweis aufstellen, und ich will ihn liefern. Da Euripides durch Herrn Schlegel und Consorten ein wenig in Mißcredit gerathen ist, so will ich dazu nicht seiner, sondern des hochgefeyerten Sophocles mich bedienen. Ich wähle das Erste seiner Trauerspiele, das mir in die Hände fällt, Electra.

Merkwürdig ist, daß Sophocles gleich am Schluße der ersten Scene durch den Mund des Orest das Bekenntniß ablegt: „im menschlichen „Leben entscheiden die Umstände über die „wichtigsten Begebenheiten." Warum ließ er ihn nicht sagen: z. E. „so fordert es das „Schicksal?" Scheint es doch fast, er habe selber nicht gewußt, daß man die Verknüpfung der Begebenheiten einer Idee unterordnen müsse.

In

In der vierten Scene fragt der Chor: ob Egisth in der Nähe sey? und Electra antwortet: nein, er sey nicht in Mycene, sonst würde sie den Pallast nicht haben verlassen dürfen. Warum Egisth nicht in Mycene ist, erfährt man im ganzen Stücke nicht. Er ist zufällig abwesend, und wäre dieser Zufall nicht eingetreten, so hätte auch das ganze Stück eine andere Wendung nehmen müssen. Keine Nothwendigkeit ordnet (nach des Recensenten Vorschrift) seine Abwesenheit zu einer innerlich verbundenen Reihe der Begebenheiten, und folglich können sie auch (nach seiner Ansicht) kein Ganzes bilden.

In der fünften Scene wird Clytemnestra's Traum erzählt. Wenn wir auch diesen Traum selbst für keinen Zufall wollen gelten lassen, sondern als von den Göttern gesandt betrachten, so ist es doch offenbar wieder ein bloßer Zufall, daß Chrysotemis ihn erfahren hat, denn er war von der Beschaffenheit, daß Clytemnestra sich wohl hüthete, ihn irgend Jemand zu vertrauen. Aber die Griechen glaubten, wenn sie einen Unglück weissagenden Traum der Sonne erzählten, so würde dessen Erfüllung dadurch vorgebeugt. Das that denn auch Clytem-

nestra, und ein Jemand behorchte sie, und erzählte es ihrer Tochter wieder. Wenn das nicht willkührlich ist, was soll man denn so nennen?

Nach Clytemnestra's eigner Angabe in der ersten Scene des zweyten Actes, ist sie zu dem Morde an ihrem Gemahl bloß durch das empörte Muttergefühl veranlaßt worden, da Agamemnon Iphigenien geopfert. Und warum hat er sie geopfert? — weil er einmahl in Dianens Hain einen Hirsch erlegte, und dabey einige unehrerbiethige Worte fallen ließ. Wäre er also nicht zufällig auf die Jagd gegangen, hätte er nicht zufällig jene Worte ausgestossen, so lebte Iphigenie, Agamemnon lebte, und das Trauerspiel Electra konnte nicht geschrieben werden. Ich bin weit entfernt dem Sophocles einen Vorwurf aus dieser etwas armseligen Erfindung zu machen, ich will nur zeigen, daß die Griechen, so gut wie die Neuern, zufällige Begebenheiten in ihre Trauerspiele verweben und oft sie darauf gründen mußten.

In der ersten Scene des vierten Actes bedient er sich gar eines Zeichens, an dem Electra den Orest erkennt. Was für ein Zei-

chen das gewesen, darüber sind die Ausleger verschiedener Meinung. Der Scholiast versteht darunter ein Elfenbein (?) welches die Nachkommen des Pelops Alle an der Schulter hatten. Also eine Art von Muttermaal. Es war vor dreyßig oder vierzig Jahren auch noch sehr gebräuchlich unter uns, den Knoten eines Stückes durch ein Muttermaal zu lösen; eine bequeme und sehr willkührliche Erfindung, die man aber heut zu Tage schwerlich mehr zu Markte bringen dürfte, ohne ausgelacht zu werden.

In der zweyten Scene dieses Actes macht der Hofmeister den Geschwistern, die sich wieder gefunden, die heftigsten Vorwürfe, daß sie draußen vor der Pforte des Palastes ihre Geheimnisse so laut abgehandelt. Alles wäre verrathen worden, wenn er es nicht zufällig bemerkt, und an der Pforte gewacht hätte. Offenbar ist diese Unterredung vor dem Palaste eine große Unwahrscheinlichkeit, und, wenn man auch sagen wollte, es liege im Charakter der Electra, im Glücke eben so unvorsichtig zu seyn als im Unglücke, so mußte doch Orest den ganzen Erfolg seines gefährlichen Unternehmens nicht auf eine solche Spitze stellen. Da schaltet

wieder keine Nothwendigkeit, sondern bloße Willkühr.

Eben diese Willkühr ist auch die Mutter der Unwahrscheinlichkeit, daß keine Wache den Pallast schützt, und daß ein Fremdling ganz ungehindert hinein gehen und die Königin ermorden kann.

In der vierten Scene des fünften Actes erscheint nun endlich Egisth. Woher er kömmt? erfährt man nicht, eben so wenig, als warum er gerade jetzt kömmt? — Ein Zufall führt ihn herbey, und durch einen noch merkwürdigern Zufall tritt auch Er, der argwöhnische Tyrann, ohne Wache auf. Sophocles brauchte ihn eben jetzt, und zwar brauchte er ihn ohne Wache. Er kann freylich antworten: das Schicksal hat es so gewollt, aber dann ist das Schicksal doch wahrlich nichts anders als ein Zufall. Ich glaube auch nicht, das er so antworten würde, sondern er würde ganz ehrlich wiederholen, was er am Ende des ersten Actes sagte: „die Umstände „entscheiden über die wichtigsten Begebenheiten."

Es ist unmöglich zu widersprechen, daß die

Bestrafung des Egisth ganz willkührlich vom Sophocles behandelt worden ist. „Götter!“ ruft Egisth aus, „in welche Fallstricke bin ich „gerathen!“ Man begreift aber nicht, warum er das sagt, denn es ist ihm kein einziger Fallstrick gelegt worden. Freylich hat das Orakel dem Orest befohlen, er solle durch List Rache an den Schuldigen üben, und er hat auch in so weit gehorcht, daß er durch eine ausgesprengte falsche Nachricht von seinem Tode die Mutter sicher zu machen gesucht; um Egisth aber hat er sich gar nicht bekümmert. Es kommt keine Stelle im ganzen Stücke vor, welche etwa andeutete, daß er ihn herbey gelockt. Indessen ist doch Egisth bereits von der Ankunft der Bothen unterrichtet, vermuthlich hat Clytemnestra ihm die frohe Nachricht mitgetheilt; wir wollen also einmahl annehmen, die Wirkung der List des Orest habe sich auch bis auf Egisth erstreckt, und er komme deßwegen nach Hause — wird er denn allein kommen? und wenn er allein kommt, wird er sich denn so ganz gutwillig hinrichten lassen, wie ein Schaf, das dem Schlächter folgt? ey, dann war es ja gar nicht nöthig, List zu gebrauchen, dann hat das Orakel einen sehr überflüssigen Rath gegeben. Man urtheile selbst, hier ist ein Fragment aus der Scene:

Egisth. Götter! unter welche Menschen und in welche Fallstricke bin ich gerathen!

Hierauf witzelt Oreſt, er, der eben ſeine Mutter ermordet hat, er witzelt, merkſt du nicht, du Lebendiger, daß du mit Todten redeſt?

Egisth (ſtatt ſeine Wachen zu rufen.) Weh mir, ich verſtehe den Spott. Es iſt wohl gar Oreſt, der mit mir ſpricht.

Oreſt witzelt: ein unvergleichlicher Wahrſager, allein zu ſpät.

Egisth (ſtatt ſich in Vertheidigungsſtand gegen einen einzelnen Mann zu ſetzen.) Ich bin verlohren! ich Elender! erlaube mir nur einige Worte. —

Nun bittet aber Electra den Bruder, er ſoll ihm keinen Aufſchub geben, ſondern ihn ſogleich erwürgen, und Oreſt herrſcht ihm zu: fort, hinein in den Pallaſt, hier gilt's nicht Worte, ſondern dein Leben.

Trotz dieſer deutlichen Erklärung ruft Egiſth

noch immer seine Wachen nicht, sondern sagt ganz gelassen: Warum im Pallaste? ist deine That löblich, warum scheut sie das Licht? warum ermordest du mich nicht öffentlich?

Orest. Kein Wort mehr! geh! Auf der Stelle, wo du meinen Vater erschlugst, sollst du sterben.

Egisth (statt sein Schwert zu ziehen, stellt eine fromme Betrachtung an.) So hätte das Verhängniß diese Wohnung erkohren, um Zeuge des jetzigen und künftigen Unglücks der Pelopiden zu seyn.

Orest. Des deinigen gewiß. Auf diese meine Weissagung darfst du bauen.

Egisth. Diese Kunst, deren du dich rühmest, hast du von deinem Vater nicht geerbt. (Ein leeres Einschiebsel. Man begreift nicht, warum er das in einem solchen Augenblicke sagt. Orest kehrt sich auch nicht daran, sondern befiehlt ihm zu schweigen.) Du zauderst zu lange, fort!

Nun sollte man meinen, Egisth werde sich

doch endlich ermannen, aber nichts weniger, er fängt an mit Oreſt zu complimentiren, wer zuerſt hinein gehen ſoll. Geh voran! ſagt er.

Oreſt. Hinein! gehorche!

Und Egiſth gehorcht. Warum? das erfährt man nicht. Seine Unterthanen haben ſich nicht etwa empört. Er darf nur winken, ſo iſt es um den kühnen Wagehals geſchehen. Wenn alle dieſe Unwahrſcheinlichkeiten auf Rechnung des Schickſals geſchrieben werden, welches Egiſths Kraft lähmt und ihn zum Opferthiere macht, nun, ſo muß man geſtehen, daß die griechiſchen Trauerſpieldichter ein weit leichteres Spiel hatten, als die Neuern; ſie durften ſich erlauben, was ſie wollten, es mochte noch ſo unwahrſcheinlich ſeyn, das Schickſal deckte alles mit ſeinem weiten Mantel zu. Ganz überflüſſig waren alle die Vorbereitungen, ganz überflüſſig die Warnung des Hofmeiſters. Was lag daran, wenn der ganze Pallaſt den Plan des Oreſt erfuhr? Egiſth war ja doch einmahl beſtimmt, weder Hand noch Fuß zu rühren. —

Auf gleiche Weiſe könnte man alle die hoch-

gerühmten griechischen Trauerspiele zergliedern, und immer würde man finden, daß sie nichts weniger „als von einer ewigen Nothwendigkeit „durchdrungen sind, welche die einzelnen Bege„benheiten zu einer innerlich verbundenen Reihe „ordnet und ein Ganzes bildet," es wäre denn, daß man bey jedem Zufall, bey jeder Willkühr, sich immer damit hilfen wollte: das ist das Schicksal.

Wann wird doch endlich einmahl die erbärmliche, blinde Bewunderung der Griechen aufhören! sie mögen für ihr Zeitalter, für ihr Volk ganz vortreffliche Dichter gewesen seyn; sie mögen auch uns noch herrliche Bruchstücke liefern; aber sie uns im Ganzen als Muster aufstellen wollen — behaupten, wir hätten keine Tragödie, weil wir die Griechische nicht haben, — das ist lächerlich.

Ich kann mich nicht enthalten aus derselben Electra noch einige der derbsten Schönheiten anzuführen, die zu ihrer Zeit große Wirkung gethan haben mögen, die aber unserem Gaumen, und mich dünkt mich Recht, nicht mehr behagen. Dahin gehört der Ueberredungs-

grund, welchen Electra gegen ihre Schweſter geltend macht, um ſie zur Theilnahme an dem Morde des Egiſth zu bewegen, ſie werde ſonſt keinen Mann bekommen, ſie werde unvermählt veralten. Pſychologiſch richtig mag Electra kalkulirt haben, wenn es nur etwas zarter eingekleidet wäre. Ein Neuer dürfte ein Mädchen zu dem Andern nicht ſo ſprechen laſſen. Dahin gehören die oft wiederholten, kräftigen Benennungen, durch welche Electra ihre Mutter bezeichnet, ſchändlich, ſcheußlich u. ſ. w., vor allen Dingen aber ihre wahrhaft gräßliche Freude, als ſie die Mutter, die eben ermordet wird, ſchreyen hört. Der Chor ruft aus: „Ach! ich höre, was man ohne Schaudern nicht hören kann!“ Die Tochter hingegen ruft — da Clytemneſtra wimmert: Wehe mir, ich bin verwundet! — O gib ihr noch Ein's, wenn du kannſt! noch Ein's!

Wenn dieſer ſcheußliche Zug dem griechiſchen Publikum behagt hat, welch ein Publikum muß das geweſen ſeyn! — Welches Herz empört ſich nicht, wenn es eine Tochter, auch im gerechteſten Unwillen über eine verbrecheriſche Mutter, bey deren Ermordung ausrufen hört: O gib

Digitized by Google

ihr noch Ein's! und wenn sie gleich darauf mit Wohlgefallen die Hand betrachtet, die noch vom Blute der Mutter triefet. Wenn ich bey solchen Stellen Beyfall jauchzen hörte, so würde ich glauben, das ganze Publikum bestände aus einer Räuberbande.

Dahin gehört auch der Theater Coup (denn weiter ist es nichts) da Oreſt die bedeckte Leiche der von ihm selbst ermordeten Mutter dem Egisth vorführt, und bey deren Enthüllung keine andere Bewegung als Schadenfreude äußert. Freylich hat er geglaubt, indem er die Mutter opferte, einen Spruch der Götter zu erfüllen; aber nun ist dieser Spruch erfüllet, und alle seine folgenden Aeußerungen kommen nicht mehr auf Rechnung des Werkzeuges der Götter, sondern auf Rechnung des unnatürlichen Sohnes.

So fühlen wir. Die Griechen haben anders gefühlt, und mögen zu entschuldigen seyn; allein warum will man uns für Schönheiten aufdringen, was unser Innerstes empört? — Die Grácomanen werden mich verketzern. Immerhin! ich weiß doch, daß Tausende von gebilde-

ten Menschen — unter ihnen war auch Gotter — mir gleich denken und fühlen. Gotters Electra und Orest sollte nicht vergessen werden. Nur in solchem Gewande kann Sophokles uns noch gefallen.

Digitized by Google

Trostgründe für Jeden, der eines Plagiats sich schuldig weiß.

Schon Porphyrius hat bemerkt, daß man bisweilen in den Werken des Ephorus 3000 Zeilen hinter einander fände, die er Wort für Wort von andern abgeschrieben. — Dergleichen litterarische Diebstähle waren so gemein unter den Griechen, daß es gelehrte Spürhunde gab, die sich eine ernstliche Beschäftigung daraus machten, sie auszuspähen. Aristophanes, der Grammatiker, schrieb eine ganze Sammlung von Menanders Freybeutereyen, und ein Anderer sogar sechs Bücher, betitelt: Stellen von Menander, die nicht von ihm sind. Philostrat von Alexandrien erzeigte dem Sophocles denselben Liebesdienst. In einer Schrift, die Jäger benannt, wurden dem Theopomp die geraubten Federn ausgezogen. Kurz, es gibt in der Litteratur keine einzige böse Gewohnheit,

von der uns nicht die Griechen Beyspiele hinterlassen hätten.

Auch wir besitzen ein Werk von Thomasius de plagio literario. Aber müssen es denn immer Plagiate seyn, wenn man in verschiedenen Schriftstellern einerley Gedanken auf verschiedene Weise ausgedrückt findet? Les beaux esprits se rencontrent, sagt das französische Sprichwort; und auch davon würden wir aus dem Alterthume sehr viele Beyspiele anführen können, wenn wir das Buch eines gewissen Aretades besäßen, περι συνεμπτωσεως, Begegnung der Gedanken, genannt.

In der Preußischen Geschichte des Herausgebers soll ihm auch das Unglück wiederfahren seyn, einem Gedanken des Herrn Doctors Garlieb Merkel zu begegnen, weil er die Vermuthung geäußert hat, der alte preußische Held, Waidewut, möchte wohl nicht der Fabelwelt angehören, sondern wirklich existirt haben. Das soll ein gewaltiges Plagiat seyn, zumahl da man den gelehrten Herrn Doctor nicht dabey citirt hatte. Das beraubte Werk ist nähmlich die Vorzeit Liflands, ein vergessenes, aber einst vom seligen Schlözer als histori-

scher Roman gewürdigtes Buch. In der That hat sich der Herr Doctor darin eben nicht als einen kritischen Geschichtsforscher gezeigt. Er bekennt, daß seine Nachrichten von Waidewut aus Kajalowicz entlehnt sind, einem Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhunderts. Wenn ich keinen andern Gewährsmann hätte aufstellen können, so würde ich mich wohl gehüthet haben, Waidewut's Existenz in Schutz zu nehmen. Meine Nachrichten beruhen auf ganz anderen Zeugnissen, und darum kommt des Herrn Doctors pomphafter Vorwurf mir gerade so vor, als ob Feßler, der einen historischen Roman von Alexander dem Großen geschrieben hat, einen andern Biographen dieses Helden, der den Curtius benutzte, des Plagiats beschuldigen wollte. Mag in der schönen Litteratur der Herr Doctor sich immerhin auf dem Richterstuhle brüsten, was aber die Geschichte betrifft — taceant mulieres in ecclesia.

Digitized by Google

Der Eingang zu einer Recension.

Unter den vielen, durch Albernheit merkwürdigen Recensionen im Fache der schönen Wissenschaften, die in der Jenaischen Litteratur-Zeitung vorkommen, befindet sich auch eine in Nr. 173 des vorigen Jahrganges, deren Eingang für ein Muster gelten mag, mit vielen Worten eigentlich nichts zu sagen, und, einem guten Freund zu Liebe, die Begriffe dermaßen zu verwirren, daß der Teufel selber den Faden nicht herausfinden soll. Das recensirte Buch heißt: Reisen aus der Fremde in die Heimath, von Ernst Wagner. Ich kenne es nicht, lasse folglich auch dessen Werth gänzlich unangefochten. Aber der Recensent ist offenbar ein Kunstjünger aus der neuesten Schule, und aus seinem Berichte erhellet, daß die Reisen aus der Fremde nicht im Geiste dieser Schule geschrieben sind, ihm also auch nicht gefallen

fallen können. Indessen sollen sie doch nun einmahl gelobt werden. Wie fängt er das an?

Er steigt ganz gravitätisch herab von seiner Höhe, und läßt sich folgender Gestalt vernehmen: „Der großen Lesewelt, welcher man, und „zwar nicht mit Unrecht, manches Unrühmliche „nach zu sagen pflegt, gereicht es zur Ehre, daß „sie sich mit entschiedener Vorliebe für die Romane von Ernst Wagner interessirt; und es ist „dieß ein erfreulicher Beweis, daß man endlich „anfängt, des Abentheuerlichen und Empfindseligen (sic!) überdrüßig zu werden, und „die Leere zu fühlen, welche das willkührliche „und einseitige (?) Spiel mit Begebenheiten „und Empfindungen im Gemüthe zurück läßt. „Da man sich im Ganzen nicht glücklich fühlte „(?) so suchte man, so zu sagen, wenigstens „sich im Einzelnen glücklich zu empfinden, oder „seinen unseligen Zustand über wunderliche Situationen und Ereigniße auf Augenblicke zu „vergessen. Diese Scheinmittel konnten das „Uebel zwar eine Zeitlang lindern, aber nicht „heilen, und so mußten sie über kurz oder lang „verdächtig, und dem Romandichter der Vorzug „werden, der jene Leere auszufüllen im Stande „war. Daß Ernst Wagner den hierzu erforder-

„lichen Grad von Kraft und Fülle besitzt, wird „jeder inne werden, der seine Werke aufmerksam „lieſt; vornähmlich ist es Innigkeit des Gefühls „und ein bey aller Weisheit der Empfindung „energischer, zuweilen derber Naturſinn. Was „(sic!) aus ihm spricht, und gerade dieſes ist „dem gegenwärtigen Bedürfnisse des Publikums „am angemeſſenſten (?) Dazu kommt, daß er „ſich gern in Betrachtungen über das Leben, über „Wiſſenſchaften und Kunſt und in Schilderun„gen ausbreitet, und alles Strebens zum Idea„len und Höhern ungeachtet, dennoch immer in „der Sphäre verweilt, wo mehr das Gefühl „und der Verſtand als die Phantaſie ſich wirk„ſam zeigen. Auf dieſe Weiſe muß ſich der Leſer, „der nicht ſowohl eigentlichen Kunſtgenuß, als „mannigfaltige Erweiterung und Stärkung ſei„ner Einſichten und Gefühle ſucht, ganz befrie„digt fühlen — und er kann vielleicht ſo am „leichteſten dem höhern Grad von Bildung ent„gegen geführt werden, welchen das reine „Wohlwollen am Schönen in der Kunſt voraus„ſetzt.“

Die Leſewelt weiß kein Wort davon, daß ſie ſich mit entſchiedener Vorliebe für die Romane des Herrn Ernſt Wagner intereſſirt; ſie

erfährt es wahrlich erst vom Recensenten, und das ist auch das Einzige, was sie von ihm erfährt, denn die Saalbaderey über das Buch selbst, gleicht einer grünen Donnerstags Suppe, die bekanntlich aus neunerley Grün dergestalt zusammengesetzt wird, daß keiner von den Gästen errathen kann, ob er etwas Spinat oder etwas Nesseln auf der Zunge hat. Die Lesewelt soll, zu ihrer Ehre, des Empfindseligen überdrüßig seyn, und um sie dafür zu entschädigen, wird ihr Herrn Wagners Weichheit der Empfindung empfohlen, und das Abentheuerliche wird durch dessen derben Naturfinn ersetzt, unter dem ich mir auch nur etwas Abentheuerliches denken kann. Wenn dieser derbe Naturfinn in Gefühlen abentheuerlich ist, so möchte das weit schlimmer seyn, als wenn Herr Wagner Mährchen erzählte. Aber Weichheit der Empfindung und derber Naturfinn sollen gerade den gegenwärtigen Bedürfnissen des Publikums am angemessensten seyn, (!) und da nun der Leser Stärkung seiner Gefühle sucht, so wird er ganz befriedigt werden. Also durch Weichheit der Empfindung wird das Gefühl gestärkt. Nun trete noch Einer auf und spreche, es ließe sich nichts

Neues mehr sagen. Ein Recensent in der Klemme sagt sicher viel Neues.

Bisher haben wir geglaubt, ein guter Roman müsse ein Kunstwerk seyn; nun hören wir aber, daß Herr Wagner, der doch die erforderliche Kraft und Fülle besitzt, keine Kunstwerke liefert, (denn es heißt ausdrücklich: eigentlichen Kunstgenuß dürfe man nicht bey ihm suchen) daß er trotz alles Strebens zum Idealen und Höheren, doch in einer niederen Sphäre verweilt; folglich braucht ein Roman kein Kunstwerk zu seyn, denn sonst würde ja der Recensent diesen nicht loben.

Ich mag den Leser nicht länger in diesem Irrgarten spazieren führen. Der Recensent hat einen Knauel von hochtönenden Worten, den er abhaspelt und durch den er sich wieder heraus hilft. Man sieht, daß, wenn ein casus pro amico es erheischt, einem Recensenten kein Ding unmöglich ist, quod erat demonstrandum.

Digitized by Google

Fragen.

Ein alter Gelehrter, Bartius, hat auf der ersten Seite der Rede des Cicero gegen Vatinius, nicht weniger als 70 Verse gefunden, und geglaubt, er würde deren wohl 300 gefunden haben, wenn er die Rede in dieser Absicht ganz durchlaufen hätte. Vossius hat ein ganzes Distichon im Anfang des dritten Buches des Redners ausgespäht, und Quintilian bekennt, es sey fast unmöglich, etwas Lateinisches zu schreiben, das sich nicht unter irgend einer Gattung von Versen ordnen ließe. Warum wird es denn der deutschen Prose zum Vorwurf gemacht, wenn man bisweilen Jamben oder Alexandrinen darin antrifft, die sich doch auch, im erhabenen Styl, nicht immer vermeiden lassen? —

Seneca beschreibt sehr lebhaft den Widerwil-

len, mit dem ein Kranker bekennt, daß er das Podagra hat. Im 17ten Jahrhunderte sagte ein witziger Kopf: Das Podagra gleiche den Fürstenkindern, die erst lange nach ihrer Geburt getauft würden. Warum schämt sich ein Podagrist? oder vielmehr, warum hat er sich geschämt und thut es jetzt nicht mehr?

Vor 30 Jahren ließ ein gewisser du Reure zu Paris ein Büchlein drucken, von der Wiederherstellung der lateinischen Sprache in ihrer ganzen Reinheit, wie sie zu den Zeiten des Augustus gewesen. Er behauptet darin, das Lateinische werde an vielen Orten durch die Aussprache jämmerlich verunstaltet: man sage unter andern in der Schweiz, statt bonus vir, ponus fix, und in Bayern, statt pater, poter, statt panem, ponem. Aber sagt man denn nicht in Frankreich statt judex, schüdex? und statt discipulus, dissipülüs? — würde überhaupt ein Römer aus jenen Zeiten irgend einen unserer Gelehrten verstehn?

Als der Herzog von Montausier, Gouverneur

des Dauphin, zu dessen Gebrauch die lateinischen Classiker commentiren ließ, empfingen die zu diesem Geschäft auserwählten Gelehrten unter andern die Anweisung: sie sollten Register machen, in welchen pünktlich angezeigt wäre, wie oft jedes Wort in dem Buche vorkomme. — Welchen Nutzen versprach sich der Herzog von dieser Geist-tödtenden Arbeit?

Chevreau, in seiner Weltgeschichte, behauptet, es gebe mehr als fünfzig verschiedene Arten die Jahre der Welt bis auf Christi Geburt zu zählen. Nach der ersten derselben sey Christus im Jahr der Welt 3740 gebohren, und nach der letzten im Jahr 6984. Der Unterschied beläuft sich also nur auf 3000 Jahre. Welche von diesen fünfzig Zeitrechnungen soll ein guter Christ als die wahre annehmen?

Lucan singt: Quinque bibunt tenera dulces ab arundine succos — und Statius: Et quas praecoquit Ebusita Cannas. Haben denn die Alten schon Zucker gehabt?

Digitized by Google

Im Jahr 1676 erschien zu Augsburg ein Buch: Felix Literatus, und 1680 ein anderes: Infelix Literatus. Das Erstere paßt nicht für unsere Tage; aber sollte von dem letztern nicht eine neue Auflage zu veranstalten seyn?

Es ist weit über hundert Jahre, als die Dichterin Des-Houlières eine verdrüßliche Epistel schrieb, (epitre chagrine) in welcher sie von den jungen Herren ihrer Zeit sagt: sie scherzen über ihre Ausschweifungen; sie besuchen die Damen nur um zu erzählen, wie viel sie im Spiel gewonnen oder verlohren haben oder um sich Rendezvous zu geben. Verliebt sich Einer zufälligerweise im Ernst, so verspotten ihn die übrigen und er darf es gar nicht wagen, dem schönen Geschlecht Ehrerbietung zu bezeigen. Dann beseufzt die gute Dame, daß die schöne Zeit verschwunden sey, in welcher ein Nemours, ein Bassompierre, ein Unise die galanten Ritter gespielt, und wünscht, sie möchten wieder aufleben um durch ihr Beyspiel jene ehrerbietige Zärtlichkeit aufs neue zu erwecken, die durch rohe Sitten und Hochdünkel verdrängt worden. — Sind sie wirklich wieder aufgelebt? oder gelten die Klagen der Dichterin noch heut zu Tage?

Digitized by Google

Es wohnte vor alten Zeiten in Nürnberg ein berühmter Färber, Krisel war sein Nahme; für dessen Meisterstück ein Tuch gehalten wurde, welches auf Einer Seite scharlachroth, auf der andern violet gefärbt war. Welche Kunst sollte wohl schwerer seyn — die eben erwähnte? oder die, von welcher Atheneus im neunten Buche Meldung thut? nemlich, ein Spanferkel so zuzubereiten, daß es auf Einer Seite gekocht, auf der Andern gebraten erscheint? — ist es nicht bedauernswürdig, daß diese große, schöne Kunst verlohren gegangen?

Theophrast hat irgendwo gesagt, daß, um weise zu seyn, man die Götter nicht fürchten müsse. Das klingt abscheulich, aber es klingt nur so. Die Alten nemlich theilten, in Ansehung der Moralität, die Menschen in drey Classen. Zu der ersten zählten sie diejenigen, welchen es nur gelungen, manche Fehler abzulegen; zu der zweyten diejenigen, die alle ihre Laster und Leidenschaften bekämpft hatten, aber noch immer in Gefahr standen, wieder darin zu versinken; zu der dritten endlich die unerschütterlichen Tugendhaften, denen weder Leidenschaften noch

Glückswechsel mehr etwas anhaben konnten. Von diesen letztern sagt Seneca, daß sie die Götter nicht mehr fürchten. Wir sehen in unsern Tagen so Manchen, der die Furcht vor Gott glücklich überwunden hat; sollten diese hohen Naturen lauter Weise seyn?

In England erschien einmahl ein Buch betitelt: An Enquiry in to the life and Writings of Homer (Forschungen über Homers Leben und Werke) in welchem der Verfasser, Blackwell, die Frage aufwirft: Wie es doch zugeht, daß seit 2700 Jahren, nemlich seit der Zeit, in welcher Homer schrieb, ihm noch Niemand gleich gekommen? und daß auch vor dieser Zeit, so viel wir wissen, ihn Niemand übertroffen? — Diese Art von Wunder schreibt er dem Zusammentreffen verschiedener Umstände zu, denen wir nach seiner Meinung, Homers Gedichte verdanken; dem Clima, dem Zeitraume, in welchem er lebte, den damaligen Sitten und Gewohnheiten, der Religion, der Erziehung des Dichters, seinen Reisen, seinem Genie. — Mich dünkt, indem Blackwell das letztere nannte, hätte er sich die Aufzählung aller übrigen Umstände

so ziemlich ersparen können. Doch Einen merkwürdigen Umstand hat er ganz vergessen. Homer spricht in seiner Odyssee Lib. IX. v. 196 u. f. von einem berühmten thracischen Weine, der so stark war, daß man zwanzigmahl so viel Wasser dazu mischen konnte. Ein römischer Consul machte die Erfahrung an Ort und Stelle, behauptete aber, man könne achtzigmahl so viel Wasser beymischen. (Plinius) Folglich gossen andere Leute dreymahl mehr Wasser in ihren Wein als Homer. Ist es denn ein Wunder daß er dreymahl begeisterter war?

Baron Pöllnitz, der in seinen Briefen und Memoiren Haag das erste Dorf in Europa nennt, giebt folgende Beschreibung von den Holländern: Sie tragen ihre Hemden vierzehn Tage lang unter einem fetten, ekelhaften Camisol von Wolle, — sie bedienen sich gewöhnlich keiner andern Gabeln als ihrer Finger, mit welchen sie den Sallat aus dem Weinessig fischen u. s. w. — Wenn diese Beschreibung wahr ist, wie sind denn die Holländer zu dem Rufe übergroßer Reinlichkeit gelangt?

Digitized by Google

Scharaden.

Die über jeder Scharade stehenden Zahlen bedeuten die Anzahl der Sylben, z. E.: 1 — 2 bedeutet, daß das erste einsylbig, das letzte zweysylbig, das Ganze also dreysylbig ist.)

1 — 2.

1. Mein Erstes wird für kostbar geachtet, und dennoch täglich verschwendet. Man nennt es theuer, es wird aber sehr wohlfeil verkauft. Mein Zweytes trägt, wie mancher Dichter, eine Gattung von Waffen, die vormahls der Tod besaß, die ihm aber genommen worden. Mein Ganzes liebt mein Erstes sehr, und ist schon zufrieden, wenn es nur ein wenig davon bekommt. Aber trotz der täglichen Verschwendung meines Ersten, gibt man meinem Ganzen doch nur in der Noth etwas davon. Dafür wird es durch Menschen gerächt, die seinen Nahmen zu führen pflegen.

1 — 2.

2. Ein Mädchen kann mein Erstes, mein Zweytes und mein Ganzes zugleich seyn, aber mein Erstes nur bis zum Traualtar, mein Zweytes nur bis zur Hochzeit, und mein Ganzes nur einen Tag.

1 — 1.

3. Die Leute wollen von einer Begebenheit, außer dem Warum, immer auch mein Erstes wissen, besonders wenn mein Zweytes, welches die Nachricht lieferte, von Wichtigkeit ist. Die merkwürdigste Begebenheit hat mein ehrwürdiges Ganzes prophezeiht, und die Prophezeihung ist eingetroffen.

2 — 1.

4. Wenn mein Zweytes im Plurali den Mann verführt sich einem Mädchen als mein Erstes hinzugeben, so muß er nicht selten mein Ganzes ertragen.

1 — 2.

5. Wenn mein Erstes eine Beleidung empfängt, so ist oft mein Ganzes die Rache derselben. Eine Schmeicheley hingegen ist meinem Ersten süß, wie mein Zweytes.

1 — 1.

6. So lange mein Zweytes mein Erstes ist, wird es von Unkundigen bisweilen für mein

Digitized by Google

Ganzes gehalten. Mein Zweytes ist auch wirklich einmahl mein Ganzes gewesen, kann es aber nie wieder werden. Mein Erstes ist für mein Ganzes sehr wünschenswerth, denn wenn mein Ganzes nicht mehr mein Erstes ist, so wird es schwerlich mein Zweytes werden. Viele wünschen mein Zweytes zu besitzen, viele wünschen es auch los zu werden. Mein Erstes ist sehr vergänglich, obgleich mein Zweytes und mein Ganzes alle Mühe anwenden, um es zu erhalten.

1 — 1.

7. O du mein Erstes! wenn wirst du wieder kommen mit einem bessern Ganzen versehen? — O du mein Zweytes! füge dich in mein Erstes, um mein Ganzes zu ertragen! —

2 — 2.

8. Wenn der Soldat sein Schwert vor meinem Zweyten bewahrt, so wird er mit Recht zu meinem Ersten gezählt, und verdient bloß eine Schöne, auf deren Lippen er mein Ganzes findet.

1 — 2.

9. Hätte mein Erstes im Paradiese die Schlange betasten dürfen, so würde es die Eva

gewiß vor meinem Zweyten gewarnt haben, und es wäre dann nicht nöthig gewesen, mit Hülfe meines Ganzen, so viel Geschwätz über die Erbsünde zu machen.

2 — 1.

10. Es gibt nur wenige Menschen, die berechtigt sind, mein Zweytes zuerst auf den armen Teufel zu werfen, der wider Willen nach meinem Ganzen wandert, um eine Beute meines Ersten zu werden.

1 — 1.

11. Im Zweyten findet der Mensch in Gefahren das Erste und wird sich selbst das Ganze.

1 — 1.

12. Ein Mädchen, das keine Eltern mehr hatte, sondern unter der Obhuth eines ehrbaren Oheims stand, heirathete einen Schiffer, der eine Reise nach China machte, als seine Frau eben im Kindbette lag. Er kam zurück, ging zu meinem Zweyten, und fand seine Frau abermahls im Kindbette. Voll Verwunderung bediente er sich meines Ersten, und fragte mein Ganzes: wie geht das zu?

(Die Auflösung im nächsten Hefte.)

Digitized by Google

Inhalt.

Dummheit und Narrheit	Seite	3
Päbstliche Vorsicht	—	7
Die Schlange im Paradiese	—	9
Die Moral der Welt	—	14
Die Romane	—	18
Erinnerung an alte Freundschaft	—	23
Kleine Gallerie von Albernheiten	—	26
Die verschiedenen Ansichten	—	33
Zweyfache Reise nach Amerika	—	65
Der Selbstbeschauer	—	88
Gespräch zwischen Franklin und dem Podagra	—	106
Das Testament	—	120
Der tragbare Barometer	—	125
Ein Wörtchen über das Trauerspiel	—	127
Trostgründe	—	141
Eingang zu einer Recension	—	144
Fragen	—	149
Scharaden	—	156

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

JUL 5-1912

Digitized by Google

Digitized by Google